Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. Hans Zeiß, München 51, Holzkirchnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 41 67.

3. Jahrgang | Heft 3 | Juli (Heuert) 1928

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Wehrkraft und Geburtenrückgang.

Von Oberst a. D. Blümner, Berlin-Wilmersdorf.

Ob und wann Deutschland wieder in einen Krieg hineingezogen wird, hängt nicht von den Wünschen Einzelner ab; unerbittlich geht das Schicksal über Bestrebungen von Parteien oder pazifistischen Gesellschaften hinweg. Deutschland bietet in seiner schwierigen Lage inmitten von Europa, rings von mißgünstigen und wettrüstenden Nachbarn umgeben, zahllose Reibungsflächen. Ein neuer Krieg aber wird für Deutschland ein Kampf um Sein oder Nichtsein, und unterliegt es, dann wird es völlig aufgeteilt oder „ein Mandatstaat" der anderen.

Im Weltkriege stellte Deutschland 13 Millionen Streiter ins Feld, um sich seiner Feinde zu erwehren. Die heutigen 100 000 Mann des Reichsheeres, die laut Friedensvertrag der ausgebildeten Reserven entbehren, bilden im Kriege nur einen Tropfen auf einen heißen Stein. Wir werden wie Frankreich und die anderen Militärstaaten das gesamte Volk als militärische oder technische Arbeitskraft in den Abwehrkampf einstellen müssen. — Wenn in Frankreich jeder Erwachsene, Mann wie Frau, schon im Frieden seine Mobilmachungsbestimmung erhält, so muß bei uns lt. Friedensvertrag jede Verfügung über die Kräfte des Volkes dem Kriege vorbehalten bleiben. Das aber kann unserer Friedensarbeit nicht verwehrt werden, unserem Volke mit allen Mitteln die Wehr-

kraft zu erhalten, d. h. neben der Stärkung des Willens zur Wehrhaftigkeit und neben der leiblichen Ertüchtigung des Volkes, für eine genügende Zunahme unserer Bevölkerungszahl Sorge zu tragen — denn sie bildet die Grundlage für unsere Stärke im Kriege.

Gelingt dies, dann haben wir Frankreich mit seinem Bevölkerungsrückgang bereits im Frieden geschlagen. Stand das vor wenigen Jahren noch völlig außer Zweifel, so macht es uns heute schwere Sorge, denn das deutsche Volk ist bereits dabei, dem französischen auf seinem unheilvollen Wege der Geburtenbeschränkung zu folgen; seine Geburtenziffer geht in den letzten Jahrzehnten bedenklich zurück. Während Deutschland 1913 noch einen Geburtenüberschuß von 819 000 hatte, betrug er 1920 nur 666 388, 1922: 523 589 und 1925 nur noch 509 000, ist also in 12 Jahren um bald die Hälfte zurückgegangen[1]).

Daß wir überhaupt noch einen solchen Geburtenüberschuß haben, verdanken wir nicht einer hohen Geburtlichkeit, sondern der z. Z. niedrigen Sterblichkeit, die aber weniger auf einem guten Gesundheitszustand als darauf beruht, daß infolge der Kriegsverluste heut die mittleren Altersklassen mit ihrer stets geringeren Sterblichkeit vorherrschen. Eines Tages aber wird diese günstige Sterbeziffer ihren geringsten Stand erreicht haben; dann hört auch bei uns der Geburtenüberschuß auf und der Bevölkerungsschwund tritt ein, — wenn sich nicht bis dahin unser Volk in allen Schichten dieser Gefahr bewußt wird und ernstlich willens ist, ihr zu steuern, also zur Hebung der Geburtenzahl nach Kräften beizutragen.

Frankreich möge uns in dieser Beziehung ein warnendes Beispiel sein. Bereits von der Mitte des 19. Jahrhunderts an machte sich der Geburtenrückgang in Frankreich bemerkbar. Ende des 17. Jahrhunderts hatte es noch die doppelte Bevölkerungszahl von der Deutschlands, 1871 die gleiche und heute nicht einmal zwei Drittel von ihr.

1913 zählte Frankreich 39 674 000 Bewohner, 1921 nur 39 209 000 (einschl. der Elsaß-Lothringer) und 1926 rd. 41 Millionen; rechnen wir davon ab: 1,7 Millionen Elsaß-Lothringer, 1 Million nicht eingebürgerte Ausländer und 5 Millionen nach Kriegsende eingebürgerte und angesiedelte Fremde und Farbige (nach E. Gascoin), dann sind die Geburtsfranzosen von 1913 bis 1926 auf 33⅓ Millionen, also um 6⅓ Millionen Seelen zurückgegangen. — Die Eheschließungen haben abgenommen von 356 501 im Jahre 1913 auf 355 920 1924 und 353 167 1925, also um 3334 trotz Hinzutretens von Elsaß-Lothringen[2]). Im Jahre 1870 zählte Frankreich noch 967 000 Geburten, 1924 nur noch 752 000 einschl. Elsaß-Lothringen. (Die größte Bevölkerungszunahme zeigte sich in Elsaß-Lothringen durch das deutsche, in der Bretagne durch das keltische Blut.)

Nach Prof. Grotjahn darf die Geburtenziffer (Zahl der Lebendgeburten auf 1000 Einwohner) nicht unter 20 sinken, wenn sich die Bevölkerung nicht vermindern soll. In Frankreich betrug sie 1900 noch 21,3,

---

[1]) Nach „Hans Harmsen, Bevölkerungsproblem unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückgangs". Nach Nr. 2/1928 der „Volkswohlfahrt" ist der Geburtenüberschuß noch viel weiter zurückgegangen: von 438 778 im Jahre 1921 auf 325 667 im Jahre 1924 und 308 287 im Jahre 1926.

[2]) In der Gemeinde Rignat bei Lyon ist z. B. seit dem 25. April 1925 keine Ehe mehr geschlossen worden.

1913 19,4 und 1924 nur noch 18,4. Betrug doch der Geburtenrückgang 1924 bereits 10 000 und der Geburtenüberschuß nur 72 216, 1925 sogar nur 60 064.

Man hat errechnet, daß die Ehen im Durchschnitt mindestens 3 Kinder großziehen müssen, wenn die Bevölkerungszahl auf gleicher Höhe erhalten werden soll, und mindestens 4 Kinder, wenn ein Zuwachs eintreten soll. Vor 100 Jahren hatte Frankreich durchschnittlich 4 Kinder auf die Ehe, vor 1914 nur noch 2,5 und nach dem Kriege gar nur 1,5, d. h. Frankreich wird, wenn dieser Zustand bestehen bleibt, 1935 nur noch 35 und 1955 nur noch 25 Millionen Einwohner haben.

Der Grund zum Geburtenrückgang liegt nicht in der Unfruchtbarkeit der französischen Frauen oder in der Not und Teuerung, sondern in dem mangelnden Willen zur Volkserhaltung — im Verein mit den gesteigerten Lebensansprüchen; nach französischer Statistik haben gerade die ärmsten Landbewohner, sowie die Arbeiter und die Soldaten die größte Kinderzahl, die höheren Gesellschaftsschichten aber die niedrigste.

Die Folge davon ist die Zunahme der Abtreibungen und die große Verbreitung empfängniswidriger Mittel in Frankreich, — verwerflicher noch die Beseitigung unehelicher Kinder, die Engelmacherei. Bedenklich ist die hohe Sterblichkeit der unter 1 Jahr alten Kinder, die 1925 auf 73 283 angewachsen war (1926: Zahl der gesamten Kindertodesfälle 19 auf 1000).

Derselbe Zug nach bequemerem und vergnügterem Leben ist es, der die Landbevölkerung, die bisher immer das Rückgrat für die Wehrkraft eines Volkes bildete, immer mehr in die Städte treibt; sie besteht bei den Franzosen jetzt nur noch aus 26,6 v. H. der Gesamtbevölkerung. Diese Verstädterung in Verbindung mit dem mangelnden Nachwuchs hat dazu geführt, daß weite Landstriche Frankreichs verödet liegen und ganze Dörfer ausgestorben sind — weniger in der armen Bretagne als in dem üppigen Süden. Die Anbauflächen machen immer mehr dem Weideland Platz, und das fruchtbare Frankreich, das früher viele Millionen Zentner Getreide ausführte, kann nicht einmal den eigenen Bedarf an Lebensmitteln decken —, eine ernste Gefahr für den Kriegsfall. Im Süden Frankreichs entstehen bereits große Siedlungen von Italienern, die das fruchtbare Land zu Spottpreisen aufgekauft haben.

Trotz des Zuzugs vom Lande fehlt's auch in der Industrie überall an Arbeitskräften. Der Staat sucht deshalb durch besondere Verträge Arbeiter in Massen aus dem Auslande heranzuziehen. So strömen denn in die Leerräume des entvölkerten Frankreichs jährlich über 40 000 Fremde ein, vornehmlich Italiener, aber auch Belgier, Spanier, Polen u. a. 1925 zählte man bereits 800 000 Italiener, 600 000 Polen und etwa 400 000 russische Flüchtlinge; z. T. kehren diese Fremdlinge mit Ersparnissen wieder in ihre Heimat zurück, z. T. siedeln sie sich in Frankreich an. Auch aus den französischen Kolonien schafft man zahllose Arbeitskräfte herbei; schon füllen Araber, Marokkaner und andere Farbige ganze Fabriken, und afrikanische Dörfer entstehen in Südfrankreich.

Nach „Information" wurden 1926 45 000 Fremde eingebürgert, davon 14 000 Italiener, die sich schwer dem französischen Wesen anpassen und an der Alpenfront eine nationale Gefahr bilden; auch die Einbürgerung von 5095 Deutschen wird hinsichtlich der Mobilmachung für bedenklich bezeichnet, da die deutsche Gesetzgebung eine doppelte Staatsangehörigkeit zulasse. Trotz allem

erleichtert man neuerdings die Einbürgerung durch Herabsetzung des Mindestalters, der Wartezeit und der Gebühren; einem Ausländer, der eine Französin heiratet, kommt man noch weiter entgegen.

E. Gascoin gibt die große Zahl der Fremden einschließlich der in letzter Zeit Angesiedelten, der Wanderarbeiter und der Farbigen, auf 6 Millionen an, d. h. auf fast $^1/_6$ der Bevölkerung. Krankenhäuser wiesen schon $^1/_5$, manche Gefängnisse sogar schon zur Hälfte Ausländer als Insassen auf. In den geschlossenen Siedlungen bildeten sich fremde Volksminderheiten — eine Gefahr für den Staat — und das fremde Blut könne den Charakter der französischen Bevölkerung ändern.

Am fühlbarsten wird dem Franzosen der Geburtenrückgang durch das Sinken der Wehrkraft; denn nur durch sie kann er seine angemaßte Vormachtstellung in Europa aufrecht erhalten. Seine überspannte Machtpolitik fordert ein im Verhältnis zur geschwundenen Bevölkerungszahl viel zu großes Heer, das nur durch Einstellung von Farbigen und Ausländern seine gewaltige Stärke von 733 447 Mann für 1927 erreichte — das sind 1,8 v. H. der Bevölkerung (Deutschland hat mit 0,16 eine 11 mal kleinere Wehrziffer). — Der Zulauf zur Offizierslaufbahn hat stark nachgelassen und die Zahl der Kapitulationen geht dauernd zurück. (1926 gab es 69 200 weiße gegenüber 57 415 farbigen Kapitulanten — es sollen bereits jugendliche Verbrecher als Freiwillige eingestellt werden.) Die Rekrutenzahl der Franzosen nebst eingebürgerten Fremden betrug 1926 nur noch 239 658 Volltaugliche und rund 10 000 Hilfsdiensttaugliche[3]).

Das Verhältnis der Geburtsfranzosen zu den Farbigen und Fremden im Heere wird von Jahr zu Jahr ungünstiger. Den 21 weißen Divisionen, die schon eine große Zahl eingebürgerter Fremden enthalten, stehen 16—17 farbige Divisionen und mehr als 7 Fremdenregimenter gegenüber[4]). Die 700 998 Unteroffiziere und Mannschaften des Heeres 1927 setzen sich (ausschließlich der rund 29 000 Landjäger) aus 455 351 weißen Franzosen (einschließlich der Eingebürgerten) und fast $^1/_2$ soviel Farbigen und Ausländern zusammen, nämlich 216 359, davon 197 541 Kolonialvölker und 18 818 Fremdenlegionäre. Diese Mischung ist gewiß nicht geeignet, die Zuverlässigkeit, sowie überhaupt die geistigen und seelischen Fähigkeiten eines Heeres zu heben (wohl aber tierische und verbrecherische Gelüste). Kommt es in den französischen Kolonien infolge des gewalttätigen Vorgehens der Franzosen zu einem Eingeborenenaufstand, so kann der leicht auf die farbigen Divisionen in Frankreich übergreifen.

Noch ein Übelstand ist zu erwähnen: durch den Aufenthalt der farbigen Soldaten in Frankreich werden ihre eklen Krankheiten auf die Bevölkerung übertragen. Auch kehren viele der farbigen Soldaten nicht wieder in ihre Heimat zurück, sondern siedeln sich wie die farbigen Arbeiter in Südfrankreich an, wo

[3]) Die im Kriege gebornen Jahrgänge werden weiterhin stark zurückgehen: 1934 auf rund 212 000, 1935: 135 000, 1936: 105 000, 1937: 113 000, 1938: 132 000, 1939: 142 000 Volltaugliche. — Der französische General Herr glaubt der Gefahr des Rekrutenmangels durch Motorisierung des Heeres die Stirn bieten zu können: Das Heer dürfe nicht nach Kopfstärken rechnen, sondern nach der Zahl der Geschütze. Die Infanterie erhalte den geringsten Teil der Mannschaften; ihre Masse werde den Materialwaffen zugeteilt, die mit wenig Leuten und geringen Verlusten viel leiste.

[4]) Auch in die Marine müssen des schwierigen Ersatzes wegen bereits Farbige eingestellt werden.

ein Geschlecht von Mischlingen heranwächst; denn die Französin — und das ist eine der traurigsten Folgen der Bevölkerungsabnahme — verliert ihr Rassegefühl und geht hemmungslos eine Ehe mit einem Farbigen ein[5]).

Neuerdings befürchtet man, daß die aus ihrer Volksgemeinschaft herausgerissenen und im neuen Volkstum noch nicht verwurzelten Fremdlinge zum großen Teil die Reihen der Sozialisten oder Kommunisten stärken und sich der Landesverteidigung entziehen werden. Auch weist General Serrigny in der „Revue des deux mondes" darauf hin, daß die Beschäftigung der zahlreichen Fremden im französischen Wirtschaftsleben (er beziffert sie 1925 auf 2½ Millionen) eine große Gefahr für den Kriegsfall in sich berge; denn vor Ausbruch des Krieges würden die nicht angesiedelten oder eingebürgerten Arbeiter fluchtartig das Land verlassen und die Kriegswirtschaft steht dann vor einem großen Mangel an Arbeitskräften. Selbst von den vielen in Frankreich geborenen Fremden stelle sich nur eine kleine Zahl, die die französische Naturalisation erworben habe, zum Militärdienst (etwa 2 v. H. aller Fremden). Die Einbürgerung der Fremden müßte daher gesetzlich festgelegt werden. — Nach dem neuen Einbürgerungsgesetz soll daher die Bestimmung, daß der Ausländer erst 10 Jahre nach seiner Einbürgerung ein öffentliches Amt übernehmen darf, auf den nicht zutreffen, der seine Militärdienstzeit in Frankreich abgeleistet hat; auch soll die Zulassung zur Einbürgerung vom Gesundheitszustand abhängig gemacht werden (hinsichtlich seiner Wehrfähigkeit!).

Wenn Serrigny nun zu dem Schluß kommt, daß Deutschland i. J. 1935 doppelt soviel Einwohner als Frankreich haben und 11,5 Millionen Wehrfähige den 5 Millionen französischer Streiter entgegenstellen werde, dann irrt er sich leider sehr; er nimmt nämlich für Deutschland einen jährlichen Bevölkerungsüberschuß von 700000 an, während dieser 1925, wie erwähnt, nur 509000 betrug und weiter sinkt, während Frankreichs Geburtenziffer z. Z. im Beharren ist.

Die gewaltige Schrumpfung, die das deutsche Volk infolge des Krieges erfahren hat, wird noch jahrzehntelang schädigend auf das Bevölkerungswachstum einwirken. Hat doch Deutschland 1,8 Millionen Tote und Vermißte an der Front (seine besten Kräfte) und etwa 870000 durch die Hungerblockade in der Heimat verloren; 3—3½ Millionen Kinder blieben infolge des Krieges ungeboren und Gebiete mit rund 6½ Millionen Einwohnern wurden unserem Vaterlande durch Friedensvertrag entrissen. Dieser Gesamtverlust von 12 bis 13 Millionen Deutschen würde bald durch Geburtenüberschuß wieder wettgemacht werden, wenn in Deutschland noch die alte Geburtlichkeit vorhanden wäre. Das trifft leider nicht zu! 1876 betrug die durchschnittliche Geburtenziffer 41 v. T., 1913 nur 27,7, 1921: 26,1, 1923: nur noch 21,7 und 1925 gar nur 20,9, womit die für eine Bevölkerungszunahme mindeste Geburtenziffer von 20 fast erreicht ist. So schnell ist noch in keinem Lande die Geburtenziffer gefallen!

Oberschlesien und Ostpreußen haben sich noch einen gewissen Geburtenreichtum erhalten; dafür ist aber in den Großstädten, die ¼ der deutschen Gesamtbevölkerung ausmachen, die Geburtlichkeit von 27,01 i. J. 1913 auf 18,94 i. J. 1926, also bereits unter 20 gesunken. In Berlin hat sie 1926 sogar einen Tief-

[5]) Eine italienische Zeitung erhob kürzlich Einspruch dagegen, daß die Bevölkerung Korsikas, die italienischen Blutes sei, durch die dort liegenden farbigen Truppen vernegert werde.

stand von 11,44 erreicht; 1925 hatte die Reichshauptstadt noch einen Geburtenüberschuß von 0,35 v. T., 1926 schon einen Sterbeüberschuß von 0,07 v. T. (jeder 15. Deutsche ist ein Berliner!) [6]).

Der Krieg hatte die Schließung von rund 800 000 Ehen verhindert; die unmittelbare Nachkriegszeit hatte dies wieder ausgeglichen. 1924 aber unterbot die Heiratsziffer mit 7,1 v. T. der Bevölkerung bereits die von 1913 (7,8 v. T.). Und erschreckend ist's, wie überall in Deutschland die Familien zusammenschrumpfen. Nach dem Statistischen Reichsamt sind in den Jahren 1901 bis 1925 die Erstgeburten um 1/4, die 2. Geburten um 1/5, die 3. um 3/5, die 4. gar um 3/4 zurückgegangen. Die Kriegs- und Nachkriegsehen stehen meist schon nicht mehr auf dem „Zwei-Kindersystem", haben vielmehr nur 1 oder gar kein Kind.

Unfruchtbarkeit ist auch bei uns im großen und ganzen nicht die Ursache des Kindermangels — es hat vielmehr eine sträfliche Geburtenbeschränkung um sich gegriffen und die Vernichtung des keimenden Lebens wird nicht mehr als ein Verbrechen empfunden. An den Folgen der Abtreibung erkranken in Deutschland nach Dr. Seyer („Die eheliche Not") jährlich an 100 000 Frauen und 6000 sterben daran. Ja, es ist schon so weit gekommen in unserem Vaterlande, daß es mehr Fehlgeburten als Lebendgeburten gibt. Und da wird noch geduldet, daß falsche Propheten in den unteren Volksschichten den Irrwahn des Neumalthusianismus verbreiten, der die Volksvermehrung für schädlich hinstellt, weil die Lebensmittel nicht ausreichten, und daß sogenannte Professoren das Volk durch „Aufklärungsfilme" und Vorträge zur Geburtenbeschränkung auffordern. Das ist landesverräterische Untergrabung der Wehrkraft, und der Staat, der das duldet, treibt Selbstmord [7]). M. E. sollten die militärischen Behörden dagegen auftreten.

Wohl ist unser Volk im inneren Kern noch gesund — das haben die Kriegsjahre 1914—16 gezeigt —; doch arbeiten auch an ihm jetzt die Verfallserscheinungen der Zivilisation: der Materialismus, die Steigerung der Lebensansprüche in allen Kreisen, das „Ausleben" der erwachsenen Jugend, die Vermännlichung der Frau, das Schwinden des Familiensinns und der Verantwortung dem Geschlecht und der Rasse gegenüber.

Unter den jungen Männern macht sich eine bedenkliche Scheu vor der Ehe breit, die ihnen eine Einschränkung ihrer Lebenshaltung und Bewegungsfreiheit bedeutet. Und die jungen Mädchen sind durch Kriegsgebot und Nachkriegsnot, durch Ehescheu der Männer und Frauenüberschuß in die männlichen Berufe gedrängt worden [8]). Viele von ihnen lehnen bereits den eigentlichen Frauenberuf, Haushaltung und Kindererziehung, als minderwertig ab und sind nicht mehr von der Heiligkeit der Mutterschaft durchdrungen — auch in Rücksicht auf „die schlanke Linie" (Unterernährung!). So heilsam leibliche Ausarbeitung auch der Frau in den ihrem Geschlecht gezogenen Grenzen ist, so sehr kann übertriebener Sport eine Mutterschaft verhindern oder ihr schaden.

War man früher bereit, Bequemlichkeit und Wohlleben der Nachkom-

[6]) Selbst Paris hat mit 16,0 eine höhere Geburtenziffer, desgleichen London mit 18,8, Kopenhagen: 18,4, Madrid: 24 und das hungernde Moskau: 30,4.

[7]) In Italien wird gegen diesen Unfug streng eingeschritten.

[8]) So manche von ihnen könnte durch Heirat einem Erwerbslosen eine Stellung frei machen und er könnte einen Hausstand gründen.

menschaft zu opfern, so lassen dies heut in gewissen Kreisen „die Lebensansprüche“ nicht mehr zu. Das fehlende Verständnis für die Volkserhaltung und Wehrkraft in den herrschenden Kreisen, führt dazu, daß die wertvollsten Kräfte des Staates, Kulturauslese und Führereigenschaften, nur in geringem Maße auf die nachfolgenden Geschlechter übertragen werden. — Dazu kommt, daß der Mittelstand, sowie Offiziers- und Beamtenfamilien, in der Nachkriegszeit verarmt sind und ihren Kindern keine Aussteuer und keinen Zuschuß zur Ehe geben können. Auch die Arbeitslosigkeit und die Wohnungsnot stehen der Eheschließung und dem Verlangen nach Kindern im Wege. — — —

Mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen können wir dem drohenden Bevölkerungsschwund Deutschlands Einhalt tun? Da ist zunächst einmal die Volksgesundheit zu heben, vor allem die der heranwachsenden Jugend, die durch die schlechten Ernährungsverhältnisse der Jahre 1916—1923 außerordentlich gelitten hat. Nach einer amtlichen Rundfrage vor etwa 3 Jahren sind erschreckend viel Kinder skrofulös und mindestens 1/8 v. H. unterernährt. Mehr als die Hälfte der Deutschen stirbt vor dem 20. Lebensjahr und nur etwa 1/5 von ihnen wird 60 Jahre alt. — Wir bedürfen endlich durchgreifender Maßnahmen zur Bekämpfung der Schwindsucht und der Geschlechtskrankheiten.

Ein verantwortungsbewußter Staat muß es als seine Aufgabe betrachten, die Fortpflanzung der Tüchtigen zu fördern und die der unbrauchbaren Menschen möglichst zu verhindern. Die Vereinigten Staaten haben, um die Geburt minderwertiger Kinder zu unterbinden, die Unfruchtbarmachung Schwachsinniger zum Gesetz erhoben, und die schwedische Regierung läßt z. B. ein Gesetz über die Unfruchtbarmachung von Geisteskranken und Fallsüchtigen ausarbeiten. M. E. ist es geboten, auch unheilbare Trinker und Gewohnheitsverbrecher unfähig zur Zeugung zu machen, denn ihr Nachwuchs bringt dem Volke keinen Segen.

Wertvolle Kräfte gehen unserem Lande und seiner Wehrkraft durch die Auswanderer verloren, Männer in den besten Jahren mit guter Arbeitskraft und einem kleinen Vermögen, sowie gesunde junge Mädchen. Alte, Kranke und Vermögenslose nimmt das Ausland nicht auf. Während 1913 rund 26000 Deutsche auswanderten, waren es 1926 bereits an 65000, die nach Übersee, und 12000, die nach Überland gingen. — Mussolini hat die Zahl der italienischen Auswanderer um die Hälfte herabgesetzt; für die nach Frankreich Auswandernden verlangt er soziale und militärische Sicherung und er will es durchsetzen, daß die Italiener des Auslandes zu militärischen Übungen nach Italien kommen.

Auch unsere Regierung sollte es sich angelegen sein lassen, die Auswanderungslustigen soweit als möglich dem Lande zu erhalten, sie in den volksärmeren, von polnischer Einwanderung bedrohten Ostmarken oder zur Wiedergewinnung des Wattenlandes und zur Urbarmachung von Moorland anzusiedeln. Die hierfür ungeeigneten und die nicht unterzubringenden Auswanderer sollten dann nach den geschlossenen deutschen Siedlungen des Auslandes oder in die zurückzufordernden Kolonien geleitet werden, damit sie dem deutschen Volkstum erhalten bleiben. Daß sie ihre deutsche Staatsangehörigkeit durch Leben im Ausland verlieren, sollte überhaupt ausgeschlossen sein.

Hand in Hand mit einer klugen Siedlungstätigkeit muß die Bekämpfung der Landflucht gehen. Unheimlich wächst die Verstädterung. Wohnten 1875 noch 61 v. H. Deutsche in Landgemeinden bis 2000 Einwohnern und nur

6 v. H. in Großstädten, so lebten 1925 nur noch 36 v. H. in diesen Landgemeinden und bereits 27 v. H. in Großstädten. Die Städte aber und besonders die Großstädte sind, wie oben gezeigt, der Nährboden für den Geburtenrückgang. Während in den Städten ungeheuere Beträge für Arbeitslosenunterstützung gezahlt werden, werden jährlich 130 000 polnische Wanderarbeiter zugelassen, weil es an deutschen Arbeitskräften auf dem Lande fehlt. *Sorgen wir nicht für deutsche Siedlungen in den Ostmarken, dann strömen die geburtsreichen Slaven in die volksarmen Gegenden nach und entdeutschen das Land.* Darum zurück zur Scholle! Auf dem Lande liegen die Wurzeln unserer Kraft, sowohl für die Volkswirtschaft, wie für die Wehrfähigkeit. —

Von größter Bedeutung ist es, die Ehefreudigkeit zu fördern. Hoffentlich kommt bald die längst erwartete *Junggesellensteuer*. Soll sie wirksam sein, so muß sie nach den Jahren und nach dem Einkommen gestaffelt sein und in höherem Maße wachsen als die Einnahmen. Mit größter Strenge sollte gegen das Dirnenwesen und andere Unzucht vorgegangen werden; sie untergraben Gesundheit, Geburtlichkeit und Wehrfähigkeit. Der *unehelichen Kinder* sollte sich der Staat mit besonderer Sorge annehmen. Finden sie nicht durch eine nachträgliche Ehe ein Elternhaus, dann sollten sie *staatlich in Waisenhäusern, geeignetenfalls für den Soldatenberuf erzogen* werden (in einem Militär-Waisenhaus); andernfalls enden sie, wie es jetzt häufig der Fall ist, in Schwindsucht- und Syphilisstätten, in Laster- und Verbrecherhöhlen, in Irren- und Zuchthäusern — als ein Fluch des Volkes. —

Die Hauptförderung der Geburtenzunahme erwarten wir von einer ausreichenden *Besserstellung der Kinderreichen* gegenüber den Junggesellen und Kinderlosen; denn die jetzige Frauen- und Kinderzulage ist völlig wirkungslos. Damit aber die Verheirateten und besonders die Kinderreichen vom Privatarbeitgeber nicht wegen der Zulagen ungern eingestellt werden, müßte ein gesetzlicher Ausgleich geschaffen werden[9]). Frankreich hat seit einiger Zeit solche Ausgleichskassen der Arbeitgeber. Bei den freien Berufen muß eine entsprechende steuerliche Begünstigung, abgestuft nach Einkommen und Kinderzahl, geschaffen werden. Auch eine Elternschaftsversicherung kommt in Frage.

Der *Mutterschutz* ist bereits gesetzlich geregelt; die Einführung von Geburtsvergütungen und Stillgeldern ist noch zu erwägen, desgleichen die Vergünstigung der Kinderreichen auf der Eisenbahn und Straßenbahn, in Bädern und Krankenhäusern, auf Schulen und Hochschulen, sowie öffentliche Belobigungen kinderreicher Mütter.

Besonders hemmend auf Eheschließung und Kinderreichtum wirkt in Deutschland die gewaltige *Wohnungsnot*; in Preußen fehlen allein 400 000 Wohnungen. Die Ausstellung „Das junge Deutschland" hat uns ein erschütterndes Bild von den traurigen Wohnverhältnissen in den Großstädten gegeben, die eine furchtbare Anklage gegen die sozialdemokratischen Regierungen der Nachkriegszeit richten. Jeder 5. Jugendliche hat kein Bett und jeder 8. lebt in einer übervölkerten Wohnung, oft in einem Zimmer, das mehrere Familien mit großen Kindern bis zu 13 Menschen beherbergt. Das ist nicht der Boden, auf

[9]) Z. B.: der Arbeitgeber hat für jeden Arbeiter den Lohn wie für einen Familienvater mit 2 Kindern zu zahlen; aber den unverheirateten Arbeitnehmern und den mit weniger als 2 Kindern werden hiervon entsprechende Abzüge gemacht, die den Vätern von mehr als 2 Kindern zugute kommen.

dem eine leiblich und seelisch gesunde, deutschbewußte und wehrhafte Jugend aufwächst.

Sobald wir wieder eine allgemeine Wehrpflicht haben, kommen auch Gesetze in Betracht, die, wie in Frankreich, den kinderreichen Vätern und den Söhnen aus kinderreichen Familien Vergünstigungen in der Wehrpflicht gewähren. — — —

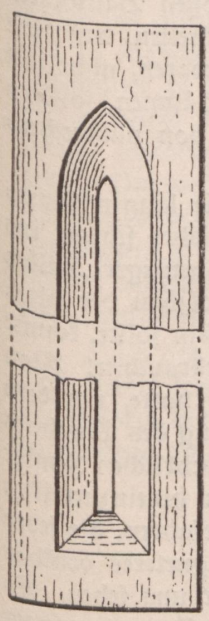
All diese Mittel werden jedoch nur kümmerliche Erfolge haben, wenn es nicht gelingt, im Volke wieder den Familiensinn und die Freude an eigenen Kindern zu wecken. Aufgabe unserer vaterländischen Vereine und besonders der Wehrverbände wird es sein, die Erkenntnis in alle Kreise zu tragen, daß Junggesellentum, Geburtenbeschränkung und Kinderarmut den Tod des deutschen Volkes bedeuten, und daß der Wille zur Freiheit und Wehrhaftigkeit zu nichts führt, wenn nicht mit ihm das schwere Geschütz der Wehrkraft marschiert — die wachsende Bevölkerungszahl.

Der Balken von Klemzig.

Ein Beitrag zur Entstehung der Gotik.

Von Dr. Burkhard v. Bonin, Potsdam.

Als vor einigen Jahren an der letzten alten Holzkirche in der Mark Brandenburg, der Kirche in Klemzig, Kreis Züllichau, erhebliche Erneuerungsarbeiten ausgeführt wurden, mußte auch die äußere Bretterverschalung hinter der Altarseite entfernt werden. Dabei entdeckte man, daß ein alter senkrecht stehender Balken in der Weise ausgehöhlt worden war, daß er in seiner Länge ein regelrechtes gotisches Fenster aufwies, wie es die nebenstehende Skizze ungefähr zeigt. Die Öffnung war naturgemäß nur schmal, wenn auch nach der Außenwand hin breiter, so doch nach innen zu ganz eng. Unten schloß sie in voller Breite ab, oben endete sie in einen kleinen Spitzbogen, eben wie ein gotisches Fenster oder ein Einbaum. Der Fund erregte natürlich bei allen Beteiligten großes Interesse, doch wurde der Balken wieder eingebaut, da sich das urgesunde Holz tadellos gehalten hatte und noch unbedenklich weiterhin zum Stützen des Daches verwendet werden konnte. Die beteiligten Architekten aber maßen dem Funde keine weitere Bedeutung bei, wenn sie sich auch den Zweck dieser Auskerbung nicht erklären konnten — oder gerade weil sie es nicht konnten. Die Auffassung, die ich schon damals vertrat und die ich nunmehr der Öffentlichkeit unterbreiten möchte, wurde abgelehnt aus Gründen, die ich weder damals für stichhaltig halten konnte noch jetzt dafür halten kann. Mir schien es und scheint es noch heute so, als hätten wir hier das Urbild eines gotischen Fensters vor uns; als könnten wir hier vor Augen sehen, wie die Gotik, der Spitzbogen die naturgemäße germanische Holz-



Skizze des Balkens.

bauform war. Je länger mir der Gedanke durch den Kopf gegangen ist, je mehr ich auf dieses oder jenes geachtet oder mich unterrichtet habe, was mir als Juristen bis dahin ferne lag, um so mehr fand ich, daß meine Auffassung zutreffen müsse.

Wir wissen, daß unsere germanischen Vorfahren es wunderbar verstanden, gewaltige Bauwerke aus Holz auszuführen. Ich brauche nur die Königssitze zu nennen. Wie die Bauformen dieser Werke gestaltet waren, können wir nur der Überlieferung entnehmen, da die Vergänglichkeit des verwendeten Stoffes nichts bis auf uns in größerem Umfange hat bestehen lassen. Wohl aber sind wir berechtigt, mittelbar uns gewisse Vorstellungen nach dieser Richtung zu machen, soweit sich Anhaltspunkte in dieser Beziehung finden. Wollen wir nach diesen suchen, so drängt sich uns auf Grund der neueren Forschungen, die das Beharrungsgesetz auch im menschlichen Geistesleben, die gewaltige Kraft der Vererbung haben erkennen lassen, sofort die Frage auf: „Welche Bauformen wählten denn die Nachkommen jener in Holz bauenden Germanen, sobald sie zum Steinbau übergingen? Spricht nicht die Vermutung dafür, daß sie im Steine dieselben oder doch ungefähr dieselben Formen wählten, an die sie seit ungezählten Geschlechtsreihen gewöhnt waren?“ Die Antwort auf diese Frage ist leicht. Man weiß, daß sich in Ostelbien, nachdem es wieder von Germanen besiedelt war, alsbald eine eigenartige sog. „Backsteingotik“ findet, die sich durch ihre kraftvolle Massigkeit und die schlichte Einfachheit ihrer Formen auffallend von den anderen Bauweisen unterscheidet. Dazu kommt, daß sie eigenartige Verzierungen und Muster liebt, die in ihren vorliegenden Gestaltungen aus Stein architektonisch völlig unberechtigt und sinnlos erscheinen. Sie gilt deshalb vielfach als wundersam und eigenwillig, als ihrem Ursprunge nach unerklärlich. Mich aber deucht, alle diese Rätsel verschwinden in ein Nichts, lösen sich gewissermaßen ganz von selber, sobald wir uns statt des Backsteins dasselbe Gebäude in Holz aufgeführt denken. Die Gestaltung der Torbogen und der Gewölbe, die sonstigen sonderbaren Muster ergeben sich, in Holzbalken ausgeführt, ganz von selbst. Die Massigkeit der Wirkung aber, die wir an den Stadttoren, den Kirchen und sonstigen großen Bauwerken der Gotik bewundern, verstehen wir sofort, sobald wir uns vorstellen, daß diese Gebäude ursprünglich nicht in Stein, sondern in Holz gedacht waren, nicht mit dem schwachen jetzigen Holze von etwa 100- bis 150 jährigen Bäumen, sondern mit dem markigen Holze vergangener Zeiten, als noch Eichen von unberechenbarem Alter reichlich für solche Zwecke zur Verfügung standen.

„Aber,“ so durfte man bisher einwenden, „was hätten die langen Spitzbogenfenster im Holzbau zu schaffen?“ Dieser Einwand, der bisher schwer ins Gewicht fiel, hat alle Bedeutung verloren, sobald man den Klemziger Balken betrachtet. Denn wie eine Offenbarung zeigt er uns: ein Holzbau der alten Zeiten, der im norddeutschen Klima standhalten und bewohnbar sein sollte, konnte ja nur derartige, in den Balken geschnitzte Spitzbogenfenster gebrauchen! Man halte sich gegenwärtig, daß man ja kein Glas zur Verfügung hatte, um dem Winde Einhalt zu gebieten, daß er die für das Licht und den Abzug des Qualmes (der Fackeln und des erwärmenden Feuers) bestimmten und unentbehrlichen Fenster nicht dazu mißbrauche, Schnee und Regen in großen Mengen hineinzutreiben oder gar das ganze Gebäude auseinanderzureißen. Um diesen Gefahren, die jedes Fenster damals mit sich brachte, zu begegnen, war nichts Geeigneteres denkbar als solch gotisches Fenster, wie wir es im Klemziger Balken vor uns sehen. Es war richtig, daß es nicht als Zwischenraum zwischen zwei Balken ausgespart wurde, wie wir es heutzutage machen würden, wo uns Glas zu billigem Preise

jederzeit zur Verfügung steht, wir also mit dessen Hilfe die Kraft des Windes fernhalten können. Die Umrahmung eines in dieser Weise ausgesparten Fensters wäre gegen die Kraft des Windes nicht entfernt so widerstandsfähig gewesen, wie ein derartiger Balken, bei dem die zusammenhaltende Kraft des gewachsenen Holzes es ohne weiteres ausgeschlossen erscheinen lassen konnte, daß selbst der stärkste Sturm die beiden Fensterseiten hätte auseinanderreißen können. Unzweifelhaft mußte ein in dieser Weise aus dem Balken herausgekerbtes Fenster unendlich viel widerstandsfähiger sein als ein glasloses Fenster, das nur zwischen zwei Balken ausgespart worden wäre. Schnee und Regen ließen sich natürlich nicht ganz fernhalten, aber die Schmalheit des Fensterschlitzes bewirkte doch, daß die eindringenden Mengen verhältnismäßig gering bleiben mußten und im Inneren des Raumes auf einen kleinen Platz zusammengedrängt wurden, sich also ziemlich leicht wieder entfernen ließen, auch die im Raume Anwesenden verhältnismäßig nur wenig belästigten.

Daß die Fensteröffnung am einen Ende mit einem glatten Strich, am anderen mit einem Spitzbogen endete, brachte ebenfalls die Natur des Holzes bzw. des Kerbschnittes ohne weiteres mit sich. Um dies zu verstehen, braucht man sich noch nicht einmal mit eigentlichen Holzkerb-Arbeiten beschäftigt zu haben, wie sie vor 20—30 Jahren bei den Jungens besonders beliebt waren; es genügt, daß man sich ein Stück Holz nehme und den Versuch mache, mit dem Taschenmesser einen einigermaßen netten Schlitz hineinzuschneiden. Man wird alsbald merken, daß sich zwar dort, wo man das Messer zuerst ansetzt, ein glatter Querstrich erzielen läßt, daß man am anderen Ende des Schlitzes aber in einen Spitzbogen übergehen muß, will man mit primitiven Mitteln einen ansprechenden Erfolg erzielen, ohne von beiden Enden zugleich anzufangen.

Fassen wir aber nach all diesen Erwägungen die Backsteingotik als eine Nachahmung des Holzbaues mit Hilfe des Backsteins auf, so ergibt sich uns alsbald die Frage: Wie steht es denn mit der sonstigen Gotik? Ich bin nicht Fachmann genug, um auch hierüber mich näher äußern zu können; aber wenn ich mir so manches an den gotischen Bauwerken betrachte, möchte ich doch immer bestimmter zu der Auffassung gelangen: auch hier liegt eine Holzimitation vor. Schon allein die Kreuzblume: ist sie nicht in Stein platter Unsinn, der immer wieder schadhaft werden muß, während sie als Holzschnitzerei bildschön wirken kann? Unzweifelhaft kann ja der Holzbau nicht auf die ostelbischen Gebiete beschränkt gewesen sein, wenn er sich in ihnen auch länger gehalten hat. Aus den dargelegten Erwägungen aber ersehen wir, daß der glaslose Holzbau auf gotische Fenster angewiesen ist. Auch die westelbischen Holzhäuser der Germanen m ü s s e n einen gotischen Stil aufgewiesen haben.

Doch des Näheren muß ich dies den baugeschichtlichen Fachleuten überlassen. Nur soviel kann ich und wollte ich hier darlegen: der Klemziger Balken ist als die Urform des gotischen Fensters anzusehen und er erbringt uns den Beweis, daß mindestens die ostelbische Backsteingotik aus dem Holzbau sich ergeben hat.

Weiß und Schwarz in der Bevölkerungsbewegung der Vereinigten Staaten.

Von Dr. Hermann Lufft, Berlin-Wilmersdorf.

Für das Verhältnis zwischen dem weißen und schwarzen Bevölkerungsteil in den Vereinigten Staaten gilt gegenwärtig der Satz: Der schwarze Bevölkerungsanteil nimmt relativ zur Gesamtbevölkerung dauernd ab, der weiße entsprechend dauernd zu, und dieser Vorgang der Verdrängung der schwarzen Rasse durch die weiße vollzieht sich seit der Zeit, für welche die ersten statistischen Unterlagen vorhanden sind, also jedenfalls seit dem Unabhängigkeitskriege.

Was zunächst den Rassenbegriff von Weiß und Schwarz, oder, um mit den Worten der amerikanischen Statistik zu reden, von Weißen und Negern betrifft, so ist die Farbenlinie in den Vereinigten Staaten bekanntlich sehr scharf gezogen, soweit eben negroides Blut in Frage kommt; sie gilt also nicht für die indianische Rassenbeimischung. Diese Farbenlinie scheint mir weniger sich auf die Sklavenvergangenheit der schwarzen Rasse in den Vereinigten Staaten zu gründen — dieser Umstand ist jedenfalls gegenwärtig im Norden nicht ausschlaggebend —, sondern, abgesehen von der dem Europäer unsympathischen, gerade bei Mischlingen schmutzig wirkenden, Farbentönung, auf einem bestimmten süßlichen Rassengeruch, der dem Weißen schlechthin widerlich ist. (Man fahre nur einige Male in einer Neuyorker oder Chicagoer Hochbahn nach einem Negerviertel). Ein Tropfen Negerblutes deklassiert zum Farbigen, und es gibt in den Vereinigten Staaten sehr viele Leute, die für solche Beimischung farbigen Blutes, auch in sehr großer Verdünnung, wo selbst die „Nagelprobe" versagt, ein sehr feines Gefühl haben. Mit anderen Worten also: alle Mischungen zwischen weißem und schwarzem Blut werden grundsätzlich dem schwarzen Blute zugezählt.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß trotzdem dauernd schwarzes Blut in die weiße Bevölkerung durchsickert, weniger auf dem Wege illegitimen Geschlechtsverkehrs, als vielmehr durch Heiraten eingewanderter nicht angelsächsischer Weißer (auch von Deutschen sind mir derartige Ehen bekannt geworden) mit farbigen Frauen, denen der Überrest schwarzen Blutes in ihren Adern einen besonderen Reiz oder auch einen besonderen sexuellen und psychologischen hautgoût zu verleihen scheint, und auch durch Heiraten von Weißen mit Südamerikanern und Mittelamerikanern, mit Brasilianern, Cubanern, Mexikanern, bei denen ein Einschlag schwarzen Blutes, wenn auch in großer Verdünnung, sehr oft vorliegt. Wird er doch manchmal, wie zum Beispiel in Brasilien, zum Zweck erhöhter Tropenwiderstandsfähigkeit direkt erstrebt.

Die strenge gesellschaftliche Scheidung zwischen Weiß und Schwarz führt zu der ausschließlichen Niederlassung der Neger in geschlossenen Gruppen oder Massen, weil der einzelne Neger unter Weißen vom gesellschaftlichen Verkehr völlig ausgeschlossen und in einer unerträglichen Lage wäre, da er eine sehr gesellige Natur besitzt. Die Neger leben also in den großen Städten in eigenen Häusern, Häusergruppen und Straßenzügen. Dies erleichtert wieder die wirkliche statistische Erfassung dieses deklassierten farbigen Elements der Bevölkerung, die ja unter anderen Verhältnissen sehr schwierig wäre.

Trotz dieser starken statistischen Bevorzugung der Negerbevölkerung nimmt also die Negerbevölkerung dauernd ab. Es liegen mir die Zahlen der Volks-

zählung seit 1860 vor. Ich weiß aber, daß seit dem Unabhängigkeitskrieg die Zahlen den gleichen Verdrängungsprozeß der farbigen Rasse durch die weiße erkennen lassen.

Die Zahlen seit 1860 sind:

	Weiße	Neger	auf 100 Weiße kommen Neger
	in Millionen		
1860	26,9	4,4	16,5
1880	43,4	6,6	15,7
1890	55,1	7,5	13,6
1900	66,8	8,8	13,2
1910	81,7	9,8	12,1
1920	94,8	10,5	11,1

Die Zahlenreihe dürfte ohne weiteres überzeugend sein. Es sind, wie wir weiter unten nachweisen werden, gute Gründe für die Annahme vorhanden, daß sich der Rückgang des schwarzen Anteils an der Bevölkerung in den Jahren seit 1920 trotz der Einwanderungsbeschränkung fortsetzt, vielleicht sogar in verstärktem Maße fortsetzt.

Welches sind die Ursachen für diesen Rückgang? Diese Ursachen haben wohl im Lauf der Zeit sehr starke Wandlungen durchgemacht, was übrigens bereits in der obigen Zahlenreihe zum Ausdruck kommt: der schwarze Anteil an der Bevölkerung verringert sich nicht gleichmäßig rasch. In erster Linie wird man an die Vermehrung der weißen Bevölkerung durch die europäische Einwanderung denken. Wir geben zunächst die Zahlen für diese Einwanderung.

	Einwanderung in Millionen	bezogen auf die Durchschnittsbevölkerung der Jahre	in %
1861—1870	2,4	1866	6,7
1871—1880	2,8	1876	6,1
1881—1890	5,2	1886	9,0
1891—1900	3,7	1896	5,2
1901—1910	8,8	1906	10,2
1911—1920	5,7	1916	5,6

Ein Vergleich dieser Zahlenreihe mit den obigen Verhältniszahlen der farbigen zu der weißen Bevölkerung bestätigt die Erwartung, daß bei der relativen Abnahme der schwarzen Bevölkerung die weiße Einwanderung jedenfalls eine sehr maßgebende Rolle gespielt hat. Der starken relativen Abnahme der schwarzen Bevölkerung in den Jahrzehnten 1880—1890 und 1901—1910 entspricht eine besonders starke Einwanderung, der geringeren relativen Abnahme der schwarzen Bevölkerung im Jahrzehnt 1891—1900 aber ein Absinken der relativen Einwanderungszahl fast auf die Hälfte sowohl des vorhergegangenen wie des nachfolgenden Jahrzehntes. Doch mit dem Jahrzehnt 1910—1920 treten ohne Zweifel auch Kräfte ganz anderer Art ins Spiel; denn in diesem Jahrzehnt ist die relative Abnahme der schwarzen Bevölkerung nicht geringer als im Jahrzehnt vorher, obgleich die Einwanderung, bezogen auf die Gesamtbevölkerung, fast auf die Hälfte herabsinkt, und sehr wesentlich unter die Hälfte sinken würde, wenn man die Rückwanderung noch mit in Betracht ziehen wollte.

Welches sind also die zusätzlichen Gründe für den relativen Rückgang des schwarzen Bevölkerungsteils in der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten

mindestens seit 1910? Wir finden sie in der geringeren Kulturvitalität des Negers, also der geringeren Lebensfähigkeit des Negers, gerade wo und soweit es ihm heute wirtschaftlich recht gut geht, in der Abwanderung des Negers in ihm klimafremde Gebiete des Nordens, schließlich in besonderen Ursachen, wie der schweren Grippe- oder besser Pestepidemie im Winter 1918—19.

Was die geringere Kulturvitalität des Negers betrifft, so geben wir zunächst den Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bei der weißen und der farbigen Bevölkerung für die letzten Jahre, seit den Jahren der schweren Grippeepidemien, welche die schwarze Bevölkerung weit mehr schwächten, als die weiße.

Überschuß der Geburten über die Todesfälle pro Tausend der durchschnittlichen Bevölkerung der betreffenden Rasse.

	Bei den Weißen:	Bei den Negern:	Mehr-Überschuß bei der weißen Bevölkerung
1921	12,6	12,0	0,6
1922	10,6	9,7	0,9
1923	10,1	8,6	1,5
1924	10,9	9,3	1,6
1925	9,8	8,1	1,7

Die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten vermehrt sich also in der Gegenwart rascher als die schwarze, und zwar wächst diese relative Vermehrungsgeschwindigkeit der weißen Rasse gegenüber der schwarzen in der Gegenwart offenbar von Jahr zu Jahr. Dabei möchten wir die relativ geringen Unterschiede in der Vermehrungsgeschwindigkeit für die beiden Rassen für die Jahre 1921 und 1922 auf Rechnung einer Ausgleichswirkung des Rasseinstinktes gegen die weit schwereren Verluste der schwarzen Bevölkerung durch die Grippeepidemie setzen. Um so eindrucksvoller ist dann das ruhige, gleichmäßige Ansteigen der relativen Vermehrungsgeschwindigkeit der weißen Rasse in den folgenden Jahren.

Das Bild, das diese Übersicht vermittelt, scheint nun allerdings einer wesentlichen Berichtigung zu unterliegen, wenn wir von der Bevölkerungsvermehrung zu der Betrachtung der Geburten- und Sterblichkeitsraten selbst übergehen. In der Geburtenrate, also in der Zahl der Geburten bezogen auf 1000 der Durchschnittsbevölkerung der Rasse, ist nämlich die farbige Bevölkerung der weißen überlegen.

	Es betrugen die Geburtenzahlen pro 1000 der durchschnittlichen Bevölkerung		Die Geburtenrate der farbigen Bevölkerung ist höher um
	bei Weißen	bei Negern	
1921	24,0	27,9	3,9 ‰
1922	22,2	26,0	3,8
1923	22,1	26,3	4,2
1924	22,2	27,4	4,8
1925	21,1	26,7	5,1

Danach scheint sich die Geburtenziffer bei der farbigen Bevölkerung ungefähr auf der gleichen Höhe zu halten, während sie bei der weißen Bevölkerung im allgemeinen ständig absinkt. Die Zunahme der weißen Bevölkerung wäre dann nur das Ergebnis geringerer Sterblichkeit, also längerer Lebensdauer.

Solche längere Lebensdauer besteht natürlich bei der weißen Bevölkerung: Die durchschnittliche Lebensdauer hat sich gerade in den letzten Jahren außerordentlich erhöht. Trotzdem wäre die obige Schlußfolgerung von einer wirklichen Verminderung der Geburtenzahlen der weißen Bevölkerung, verglichen mit jener der farbigen, nicht zwingend und zwar aus rein technisch-statistischen Gründen. Wenn nämlich die durchschnittliche Lebensdauer der weißen Bevölkerung in den letzten 10 Jahren um etwa 10 Jahre gewachsen ist, — sagen wir (die Zahlen sind etwas zu hoch gegriffen, es handelt sich aber hier auch nur um ein klares Verständnis des methodischen Denkens) von 50 auf 60 Jahre —, so beziehen sich die gleichen Kinderzahlen einer Elterngeneration (wenn sich erst einmal die Lebensverlängerung durch die ganze Bevölkerung hindurch ausgewirkt hat) auf eine im Verhältnis 5:6 erhöhte Gesamtbevölkerungszahl. Sie erscheinen also notwendig, auch wenn die Kinderzahl einer Elterngeneration relativ, also bezogen auf die Größe der Elterngeneration die gleiche bleibt, als vermindert, und also für das naive Urteil als zu nieder. Angenommen, die Geburtenzahlen einer Elterngeneration entsprechen bei einer durchschnittlichen Lebensdauer von 50 Jahren einer Geburtenziffer der Gesamtbevölkerung von 25‰, so entspricht die gleiche Geburtenzahl der gleichen Elterngeneration bei einer Lebensdauer von 60 Jahren einer Geburtenziffer der Gesamtbevölkerung von nur 20,8‰.

Die Negerbevölkerung hat eine viel ungünstigere Sterblichkeit als die weiße, ja die relative Sterblichkeit der farbigen Bevölkerung hat in den letzten Jahren zugenommen, während die der weißen Bevölkerung abgenommen hat. Bestimmte Zahlenangaben sind hier deshalb schwierig, weil die Jahre der eigentlichen Grippeepidemie unter den Negern so furchtbar aufgeräumt hatten, daß die folgenden Jahre besonders 1921 und 1922, außergewöhnlich günstige Sterblichkeitsziffern aufwiesen. Vom Jahre 1923—1925 aber ging die Sterblichkeitsziffer bei der weißen Bevölkerung von 12,0 auf 11,3 vom Tausend zurück, während die der farbigen Bevölkerung von 17,7 auf 18,6 vom Tausend stieg. Die Geburtenzahlen bei der schwarzen Bevölkerung werden also bei einem Vergleich mit der weißen Bevölkerung auf eine sehr viel rascher absterbende, außerdem noch durch die Grippeepidemien besonders verringerte Bevölkerung bezogen und erscheinen somit zu hoch. Auch die Steigerung in den Geburtenziffern der schwarzen Rasse erscheint also, da sich die Bevölkerungsmasse, auf die sie bezogen sind, relativ verringert hat (Steigerung der Sterblichkeitsziffer in den letzten Jahren), zu hoch, ebenso wie umgekehrt die Geburtenziffern der weißen Rasse zu niedrig erscheinen. Das richtigere Bild wird also durch die anfangs gegebenen Zahlen des Überschusses der Geburten über die Sterbefälle vermittelt. Bezeichnend für die wirklichen Verhältnisse ist, daß 1925 der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle bei der weißen Bevölkerung um 52 000 größer war als 1923, dagegen bei der farbigen Bevölkerung um 4000 kleiner.

Welche Ursachen sind für diese geringe Vitalität der schwarzen Rasse maßgebend? Die Antwort lautet: Die starke Abwanderung des Negers aus dem Süden nach dem Norden, aus der Landwirtschaft in die Industrie, vom Lande in die Städte. Die schwarze Bauern- oder Pächterbevölkerung der Südstaaten hat eine sehr hohe Geburtenziffer, der allerdings eine recht hohe Sterblichkeit gerade auch bei den Kindern entspricht. Seit Kriegsbeginn hat aber die Abwanderung nach dem Norden, in die Städte, in die Industrie im großen Maßstabe eingesetzt, nicht nur der höheren Verdienstmöglichkeiten wegen, sondern

auch, um der sozialen und politischen Rechtlosigkeit des Negers in den Südstaaten zu entgehen. Dieser Prozeß der Abwanderung der farbigen Bevölkerung nach dem Norden, wo sie so gut wie ausschließlich nur in Städten anzutreffen ist, wird in den folgenden Zahlen veranschaulicht.

Verteilung der Negerbevölkerung nach geographischen Regionen.

	Von 100 Negern lebten		
	1860	1910	1920
in den Südatlantischen Staaten	46,7	41,9	41,2
in den südöstlichen Zentralstaaten	31,6	27,0	24,1
in den südwestlichen Zentralstaaten	14,6	20,3	19,6
also in wichtigsten früheren Sklavenstaaten	92,9	89,2	84,9
in den mittelatlantischen Staaten	3,0	4,2	5,7
in den nordöstlichen Zentralstaaten	1,4	3,1	4,9
also in den wichtigsten Zielstaaten der Wanderung .	4,4	7,3	10,6

Zu den mittelatlantischen Staaten gehören Neuyork und Neujersey, und die nordöstlichen Zentralstaaten umfassen das Gebiet der Großen Seen einschließlich Illinois mit Chicago.

Die Wanderungsbewegung der Schwarzen nach den Staaten des Nordens und in die Industrie war also in dem einen Jahrzehnt 1910—20 relativ so stark, als in den vorausgegangenen 50 Jahren zusammen. Sie hat sich bis zur Gegenwart wohl in verstärktem Ausmaße fortgesetzt, da eben sowohl wirtschaftliche wie soziale Gründe zur Abwanderung drängen, so daß heute in weiten Gebieten des früher kleinbäuerlichen schwarzen Südens die Hälfte der Bevölkerung abgewandert ist. Dabei ist selbstverständlich nicht zu vergessen, daß nicht die alten Leute und die Kinder zunächst abwandern, sondern daß Männer, Frauen und Mädchen in den besten Jahren in die Städte und in die Fabriken gehen.

Den klimatischen Schädigungen durch die harten Winter des Nordens, wie auch den moralischen Gefahren der Städte erweist sich aber der Neger in geringerem Maße gewachsen als der Weiße. Man hat für verschiedene Großstädte den Nachweis geführt, daß die Negerbevölkerung sich dort nicht durch Selbsterneuerung erhalten kann, sondern nur durch fortdauernden Zuzug frischer Kräfte aus dem Süden, während im allgemeinen die weiße Bevölkerung in den Städten ein gesundes Wachstum zeigt, das demjenigen der Bevölkerung des flachen Landes heute nicht mehr nachsteht.

Auf die furchtbaren Verheerungen der Grippeepidemie ist oben schon hingewiesen worden. Es handelt sich hier allerdings um ein einmaliges Ereignis, in dem aber doch eine gewisse geringere Lebensfähigkeit der Rasse zum Ausdruck kommt. Im Jahre 1918, dem Hauptjahr dieser Seuche in Amerika, stand die Sterblichkeitsziffer der Negerbevölkerung auf 26,8‰ und überragte damit die Geburtenziffer um 2,3‰, so daß also die Negerbevölkerung sich sogar absolut verminderte; dagegen war die Sterblichkeitsziffer der weißen Bevölkerung im gleichen Jahre 16,8‰, und sie blieb damit noch wesentlich unter der Geburtenziffer von 24,6‰.

Auf eine andere wichtige Entwicklung muß allerdings in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Das Einströmen weißen Blutes in den schwarzen Bevölkerungsteil hat sich zweifellos seit den Jahren des Bürgerkrieges bedeutend verringert und diese Verringerung dürfte in den letzten Jahren weitere Fortschritte gemacht haben. Im alten sklavenhaltenden Süden waren die jungen Sklavinnen Freiwild für ihre Eigentümer und deren Söhne. Die Sklavenbefreiung hat hier in den sexuellen Beziehungen zwischen der schwarzen und weißen Rasse grundsätzlich Wandel geschaffen, was allerdings einige Zeit gebraucht hat, um sich durchzusetzen und auch heute noch nicht als abgeschlossen angesehen werden kann. Die Sklavenbefreiung hat also zu einer immer schärfer sich ausbildenden sexuellen Trennung der weißen und der schwarzen Rasse geführt. Es konnte sogar in den letzten Jahren in Amerika die Behauptung aufgestellt werden, daß sich die Pigmentierung der schwarzen Rasse verstärke, daß sich also die beiden Rassen nicht weiter durch Blutmischung nähern, sondern sich im Gegenteil entfernen. Immerhin ist auch heute noch der Prozentsatz der unehelichen Geburten unter der Negerbevölkerung der Südstaaten etwa 10—20%, während er in den gleichen Staaten bei der weißen Bevölkerung 1—1,5% beträgt. In den Städten des Nordens aber kommen geschlechtliche Beziehungen zwischen weißen Männern und farbigen Mädchen oder Frauen, etwa in der Form von Verhältnissen, so gut wie nicht in Frage; von Verhältnissen zwischen schwarzen Männern und weißen Frauen oder Mädchen als von typischen Vorkommnissen ist schon gar nicht zu reden.

Wir denken nicht daran, aus dem Gesagten allgemein gültige Gesetze ableiten zu wollen. Wir schildern die Zustände, wie sie gegenwärtig sind, und legen die wesentlichen Ursachen dar. Diese Ursachen haben in der historischen Entwicklung ihrer Art und ihrer Wirksamkeit nach gewechselt. Es handelt sich also nicht um mechanisch wirkende Naturkräfte. Nichts liegt uns also ferner, als behaupten zu wollen, daß die Entwicklung, weil sie 150 Jahre in einer bestimmten Richtung gegangen ist, auch in alle Zukunft so weiter gehen müsse. Die weiße Rasse in den Vereinigten Staaten hat gegenwärtig die höhere Kulturvitalität, während die schwarze Rasse sich außerdem in einer gewissen Krise befindet. Aber das Kräfteverhältnis kann sich verschieben, je nach Geist und Willen, die hier und dort lebendig sind.

Kelten und Germanen.

Von Professor Dr. Rudolf Much, Wien.

Es gibt wissenschaftliche Probleme, die im Lauf der Zeit sich allmählich verschieben, sozusagen ein anderes Gesicht annehmen. Zu diesen gehört die Keltenfrage. Sie ist eine wichtige Frage, der man nicht aus dem Wege gehen kann, ob man nun mit dem Rüstzeug dieser oder jener Wissenschaft, ob man, geleitet durch geschriebene Quellenberichte, sprachliche Erscheinungen oder Funde, den Weg zu früh- und vorgeschichtlichen Zuständen Mitteleuropas zu bahnen sucht. Wenn man dabei selbst von dem Boden absieht, der für weite Strecken als dauernde oder vorübergehende Keltenheimat unmittelbar in Betracht kommt, wenn man sich ganz auf den Standpunkt des Germanentums stellt, verliert die

Frage nicht an Bedeutung. Denn schon durch die geographische Stellung der Kelten im Verhältnis zu den Germanen ist es gegeben, daß sie für die letzteren die wichtigsten Vermittler südeuropäischer Kultur waren, bevor die Römer sie in dieser Aufgabe ablösten; und Kultureinflüsse machen sich ja immer auch sprachlich bemerkbar. Außerdem ist die Frage, wie weit die Kelten jeweilig nach Norden und Osten auf jetzt deutschem Boden reichten, zugleich die Frage nach der Erstreckung der Germanen selbst als ihrer Grenznachbarn.

Den vorgeschrittenen Standpunkt der Sprachwissenschaft gegenüber dem Keltenproblem kann nichts besser beleuchten als die Forschungen Julius Pokornys, die dem vorindogermanischen Substrat im Keltischen gelten, dem Untergrund, der da und dort durch die überlagernde Schicht hindurch noch bemerkbar wird. Dabei ist es aber noch gar nicht so lange her, daß man Bescheid weiß über die Gesteinsart selbst, die diese merkwürdigen älteren Gebilde fast völlig überdeckt, um in dem der Geologie entnommenen Bilde zu bleiben. Hat doch die vergleichende Sprachforschung verhältnismäßig spät vom Gebiet des Keltischen Besitz ergriffen; denn erst im Jahre 1838 ist durch F. Bopp sein indogermanischer Charakter endgültig nachgewiesen worden.

Das bedeutet aber keineswegs, daß man früher für Keltisch und die Kelten nichts übrig gehabt hat. Im Gegenteil. Zunächst verstand man allerdings zwischen den verschiedenen Völkern Alteuropas außerhalb des griechisch-römischen Bereiches meist nicht zu scheiden, warf die Nachrichten über sie alle in einen Topf und unter dem Namen Kelten faßte man sie gern alle zusammen. Wohl begegnet uns bei Schöpflin in seiner Alsatia illustrata die richtige Erkenntnis, ohne daß sie sich doch durchsetzt. Klopstock und die anderen „Barden" glaubten noch, in das Altertum des eigenen Volkes zurückzugreifen, indem sie dieses Wort für Dichter aufnahmen, das nirgends als den Germanen zugehörig bezeugt ist, aber in den jüngeren keltischen Dialekten fortlebt. Selbst gegenüber der kymrischen Harfe, der Telyn, hatte man kein Bedenken: so groß war die Verwirrung.

Als sich die Begriffe schon geklärt hatten, ja als man bereits die Zusammenhänge der indogermanischen Sprachen, das Keltische eingeschlossen, erkannt hatte, hielt man die Kelten für den Vortrab der aus der angenommenen asiatischen Urheimat auswandernden verwandten Stämme und suchte sie deshalb weit über ihr geschichtlich beglaubigtes Verbreitungsgebiet hinaus als vorgeschichtliche Bevölkerung. Auf diesem und auf anderen Wegen brachte man sie besonders mit den Bronzealtertümern in Zusammenhang. Recht bezeichnend ist da, was K. Weinhold in seinem 1856 erschienenen, heute veralteten, für die damalige Zeit aber verdienstlichen Buche „Altnordisches Leben" über die Nachfolger der angeblich finnischen Steinzeitbevölkerung des Nordens äußert: „Das wesentliche Merkmal dieses Stammes ist das Erz (Bronze); es waren also Kelten, welche die Finnen hier wie auf dem ganzen Festlande vertrieben.... Wir wissen, wie bildsam und gebildet die Kelten waren, die am frühesten von ihren Brudervölkern aus der asiatischen Heimat zogen und in breitem, mächtigem Strome über den Leib Europas fluteten." Für die Prähistoriker war es ja ein bequemes Mittel zur Beantwortung der besonders dem Laien bei Betrachtung eines Fundgegenstandes naheliegenden Frage: „Von welchem Volk stammt dies?" zu sagen: „Es ist keltisch." Dabei blieb man aber bei den Bronzesachen nicht stehen, zumal in Ländern, in denen für die frühgeschichtliche Zeit wirkliche Kelten bezeugt waren, und vergriff sich auch schon wegen der falschen Zeitansätze. Wäre das Hallstätter Grabfeld wirklich, wie man ursprünglich allgemein glaubte, unmittelbar vor-

römisch, so müßte es in der Tat den Kelten zugesprochen werden. Viktor Hehn hat in seinem Buche „Kulturpflanzen und Haustiere“ gar die Steinzeitpfahlbauten der Schweiz mit den gallischen Helvetiern in Verbindung gebracht und O. Schrader, der eine Neuauflage seines Buches besorgte, hat ihm dabei nicht widersprochen. Viel weniger wird man es einem Dichter wie Fr. Theod. Vischer verargen dürfen, wenn er in seiner ergötzlichen Pfahlbaugeschichte in dem Roman „Auch Einer“ den handelnden Personen moderne kymrische Personennamen gibt.

Hand in Hand mit der, wie sich uns gezeigt hat, auch auf Weinhold abfärbenden Überschätzung der keltischen Kultur geht vielfach die Sucht, Ortsnamen und dann auch andere Namen aus dem Keltischen zu deuten. Zunächst dunkle, rätselhafte. Aber alsbald griff man auf das ohnehin ganz Verständliche über. Namen, wie Friedrich oder wie Queckborn, Aschbach, Biberbach, Haide, Aichfeld, Hörnle, Gaisbühl und tausend andere, mußten es sich gefallen lassen, aus dem Kymrischen oder Gälischen erklärt zu werden. Auch anderes als deutsches Sprachgut verschonte man nicht. Griechisch *Κύκλωψ* z. B. ist nach Mone eine Zusammensetzung aus irisch cú „Held“ (eigentlich bedeutet es „Hund“) und clob(adh) „Zange“, also „Zangenheld“, oder *Ποσειδῶν* eine Zusammensetzung aus irisch bais „Wasser“ und duine „Mann“. Von da aus war es kein weiter Schritt, wenn Sparschuh die griechische Sprache überhaupt für eine abgeschliffene keltische erklärte. Aber selbst nach Westasien, Nordafrika, ja Amerika griff man hinüber.

Für diese Keltomanen, zu deutsch Keltennarren, ist es bezeichnend, daß ihnen nicht nur wissenschaftliches Denken völlig fern lag, sondern daß sie sich auch nicht damit abmühten, eine Grammatik zu studieren und Sprachen richtig zu erlernen. Man arbeitete mit Wörterbüchern, noch dazu schlechten, wie dem Irish English Dictionary von O'Reilly, und zog je nach dem Anklang aus den verschiedensten modernen keltischen Mundarten kunterbunt Formen oder auch bloße Schreibungen zum Zweck der Etymologien heran. Doch griff die Ansteckung auch auf Männer über, die sich im übrigen des Rufes großer Gelehrsamkeit erfreuten, wie Heinrich Leo, der die malbergische Glosse, in der soviel Keltisches steckt wie in Schillers Glocke, aus verschiedenen neukeltischen Dialekten erklären wollte.

Wenn ein Pendel nach der einen Seite sehr weit ausschwingt, so geschieht dies dann auch nach der anderen. Es stellt einen Rückschlag gegen das Treiben der Keltomanen dar, wenn der Germanist Adolf Holtzmann in seinem im Jahre 1855 erschienenen Buch „Kelten und Germanen“ in das entgegengesetzte Extrem verfiel und die sämtlichen Gallier im Gegensatz zu Briten und Gälen als nächste Verwandte der Deutschen, die er auch unter dem Namen Kelten einbegriff, erweisen wollte. Aus den geschichtlichen Quellen wie den Sprachresten sollte dieser Beweis erbracht werden. In der Vorrede zu seinem Buch äußert er unter anderem: „Wir werden alle uns gefallen lassen müssen, Kelten zu sein, und um ein Jahrtausend ruhmvoller Vergangenheit reicher zu werden.“ Dabei weiß man freilich nicht, wie das Jahrtausend geschichtlicher Zeit errechnet ist. Und ob wir gerade stolz auf das sein dürften, was die Gallier geleistet haben, falls es auf unsere eigene Rechnung zu setzen wäre, ist doch auch sehr fraglich. Es sei hier nur an den Germanenfreund Tacitus erinnert, der seiner Geringschätzung für die Gallier, wo sich ihm Gelegenheit bot, Ausdruck gab. Die gallische Kultur macht vielfach einen unharmonischen Eindruck. Und wenige gallische Stämme haben den Römern ihre Freiheit teuer verkauft, alsbald aber haben sie sich alle unter das fremde Joch gebeugt und die günstigsten Gelegenheiten versäumt, es abzuschütteln. Welch

ein Gegensatz zu den Iren, die in unseren Tagen der Welt ein leuchtendes Beispiel der Beharrlichkeit und des Opfermutes im Kampf um ihr Selbstbestimmungsrecht gegeben und zugleich gezeigt haben, daß auch ein kleines Volk unbezwingbar sein kann, wenn es sich nicht zwingen lassen will. Auch wenn man die Frage aufwirft, wer von keltisch redenden Völkern für die Menschheit etwas geleistet hat, wird man wieder die Iren nennen müssen. Holtzmann hat also die Gallier sichtbarlich zu hoch eingeschätzt, abgesehen davon, daß Gefühlsmomente wissenschaftliche Gründe nicht ersetzen könnten. Mit letzteren war es aber bei Holtzmann schlecht bestellt und seine Hypothese kann denn auch durch die Schrift von Christian Wilhelm Glück „Die bei Caius Julius Cäsar vorkommenden keltischen Namen", München 1857, und die von H. B. Chr. Brandes „Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen", Leipzig 1857, als restlos widerlegt gelten, was nicht hindert, daß sie bei vielen, besonders bei Prähistorikern, die linguistischen Studien ferner standen, noch lange nachwirkte.

Schließlich hat aber gerade die fortschreitende Urgeschichtsforschung selbst ihr Teil beigetragen, um hier reinen Tisch zu machen, indem sie die bunte Fülle der Bodenfunde in örtlich und zeitlich festbegrenzte Kulturperioden und Kulturprovinzen zu zerlegen verstanden hat, indes uns die Sprachforschung in die Lage brachte, schärfer und bestimmter die Anteile der verschiedenen indogermanischen Sprachzweige zu sondern, auch was ihre Ansprüche an altüberlieferte oder fortbestehende dunkle geographische Namen anbelangt. Auch die Anthropologie hat gelernt und das ihrige dazu beigesteuert, die früher vielfach verbreitete Vorstellung von den Kelten als einer kleingewachsenen dunkelhaarigen Bevölkerung aus der Welt zu schaffen. Übereinstimmend zeigen ja alte Nachrichten und Funde, daß auch sie ursprünglich überall in Wuchs, Farbe und Schädelform Vertreter des nordischen Typus gewesen sind. Allerdings sind sie als indogermanisches Randvolk früher und stärker der Vermischung mit fremden Rassen ausgesetzt gewesen als ihre germanischen Nachbarn.

So sind denn heute die Kelten für uns nicht mehr ein nebelhafter oder umstrittener Begriff wie seinerzeit und man darf mit um so größerer Zuversicht auf eine befriedigende Antwort die Frage aufwerfen, wie sie sich zu anderen Völkern in ihrer Umgebung, im besonderen aber zu dem Volk verhielten, das berufen war, in Mitteleuropa wie in Britannien an ihre Stelle zu treten, zu den Germanen. Und während der ganze Wust keltogermanischer Deutungen wie Spreu im Winde verflogen ist, tritt immer klarer die Tatsache hervor, daß das Germanische wichtige Elemente des Wortschatzes mit dem Keltischen gemein hat, daß aber auch morphologische Übereinstimmungen zwischen beiden Sprachen bestehen, die nur aus alter Nachbarschaft erklärt werden können.

Noch näher als das Germanische steht dem Keltischen aber ohne Zweifel das Italische, ja so nahe, daß man ernstlich daran denken könnte, ob das Italische nicht etwa ein erst durch die örtliche Trennung differenzierter Ableger des Keltischen sei, in der Art etwa, wie aus den nach Britannien ausgewanderten anglofriesischen Stämmen Engländer geworden sind. Wie das Keltische zerfällt das Italische in eine q- und in eine p-Sprache. Ja, A. Walde hat in seiner Rektoratsrede, Innsbruck 1917, den Nachweis zu erbringen versucht, daß es sich hier um eine alte Zweiteilung handle, deren Glieder auch noch durch andere gemeinsame Eigentümlichkeiten gekennzeichnet seien.

Dafür, daß die nachmaligen italischen Stämme doch schon nördlich der Alpen sich von den späteren Kelten abgelöst hatten, sprechen aber die vielen italo-

germaniſchen Übereinſtimmungen des Wortſchatzes, an denen das Keltiſche nicht Anteil hat. Hier iſt nicht der einzelne Fall ſchon beweiskräftig. Man dürfte ja auch nicht aus ſchwediſch sol „Sonne“ und vår (aus älterem wēr) „Frühling“ ſchließen, daß die Urſchweden einmal Nachbarn der Römer geweſen ſind. Hier haben ſich eben nur zufälligerweiſe bei ihnen alte Wörter erhalten, die einſt weiter verbreitet waren und den Deutſchen und Engländern verloren gegangen ſind. Solche Wortgleichungen fallen alſo nur in größerer Zahl ins Gewicht und nicht alle gleichmäßig.

Ein beſonders intereſſanter Fall iſt es, daß in der Bezeichnung des Bären das Lateiniſche zum Germaniſchen ſtimmte, nicht zum Keltiſchen. Unſer Bär, eigentlich ſoviel wie „der Braune“ — vgl. litauiſch bẽras „braun“ — iſt gleich dem altſlawiſchen medvědĭ „Honigeſſer“ ein jüngerer Deckname für das gefährliche Raubtier, deſſen rechten Namen man lieber vermied, um es nicht herbeizurufen. Wie dieſer im Germaniſchen gelautet hat, zeigt ein auf nordiſchem Boden noch bezeugter Name Yrsa, der eine Femininbildung zu einem Wort darſtellt, das mit lateiniſch ursus ſich deckt. Im Keltiſchen dagegen hieß der Bär artos wie im Griechiſchen ἄρκτος.

Wenn unſerem Fisch lateiniſches piscis und altiriſches íasc gegenüberſteht, iſt doch auch wieder engere Beziehung des Germaniſchen zum Italiſchen feſtzuſtellen, da ìasc auf eine Grundform pēskos < peiskos zurückgeht, die zu Fiſch und piscis in einem Ablautverhältnis ſteht.

Daneben gibt es aber auch Worte genug, die außerhalb des Germaniſchen und Lateiniſchen bisher gar nicht oder nicht in gleicher Bedeutung nachgewieſen ſind, z. B. haedus (aus ghaidos), unſer Geiss, fāgus (aus bhāgos), unſer Buche, acer, unſer Ahorn (der Wortbildung nach lat. acernus näherſtehend), collis, agſ. hyll, vadum, anord. vadh, deutſch Watt „Untiefe“, aqua, got. ahwa uſw. „Waſſer, Gewäſſer“, portus, anord. fjördhr (aus pertus). Hier fällt auch ſchon Licht auf einen Beſtandteil des lateiniſchen Wortſchatzes, der ſich nur in der Nähe des Meeres, offenbar der Nordſee, in germaniſcher Nachbarſchaft ausgebildet haben kann.

Manche Übereinſtimmungen weiſen auf das Rechts-, Staats-, geiſtige und religiöſe Leben. So vas, vadis „Bürge“: got. wadi „Pfand“, sanctus „heilig“: anord. sāttr, aus sanhtaz, „verſöhnt, in friedlichem Verhältnis, ſomit unverletzlich“, sons: anord. sannr (at sök) „ſchuldig“, com-mūnis (aus com-moinis): got. gamains, hostis: gast (ſonſt nur ſlawiſch), hospes: germ. gasti-fadiz (ſlaw. gospodĭ iſt aus dem Germaniſchen entlehnt), annus (aus atnos): got. athns, victima: got. weihs, deutſch in Weihrauch uſw. „heilig“, centuria: ahd. huntari „Hundertſchaft, Gau“, socius: altisl. seggr, ags. secg (aus sagjaz) „Mann, Kriegsmann, eigentlich Gefolgsmann“. Got. tiuhan heißt noch „führen“ wie das verwandte lateiniſche dūcere und dem dux ſteht der Herzog, altſächſiſch heritogo und anord. tyggi (aus tugja) gegenüber. Lateiniſch conferre hat unter anderem auch die Bedeutung „zuſammenſteuern“ angenommen und berührt ſich ſo mit urverwandtem gotiſchem gabaur „Steuer“. Worte wie tacēre, silēre: got. thahan, silan „ſchweigen“, sapere: ahd. antseffen „einſehen“, aſ. ansebbjan „bemerken“ (älter safjan, sabjan), ratio: got. räthjō, ahd. redia, indicare, indicium: Inzicht mögen beſonders in öffentlichen Verhandlungen verwendet worden ſein.

Auf die materielle Seite der Kultur fällt ein Streiflicht durch Wortverwandtſchaften wie sulcus „Furche“: agſ. sulh „Pflug“, arcus „Bogen“: got. arhwazna, agſ. earh, altisl. ör „Pfeil“, sacēna (aus sacesna) „Haue des Pontifex“ zu aſ.

segisna „Sense". Gerade in dieser Begriffssphäre zeigt sich auch deutlich die Altertümlichkeit der Beziehungen. Denn unser Eisen und lat. ferrum sind grundverschiedene Wörter. Dagegen deckt sich lateinisch aes „Erz" mit got. aiz, ahd. ēr usw., woneben sogar lat. aerugo „Erzrost" in norweg. eirk eine Entsprechung hat. Bei aes handelt es sich um ein auch im indogermanischen Osten verbreitetes Wort; daß es die Germanen mit den Italern teilen, während es den Kelten fehlt, mag mit den Wegen des alten Erzhandels zusammenhängen.

In hohes Altertum zurück führt uns auch der Zusammenhang zwischen lat. saxum „Stein" und germ. sahs „schneidendes Gerät, Werkzeug oder Waffe", dem Wort, von dem die Sachsen ihren Namen haben. Auszugehen ist dabei vom Steinmesser und sein Ursprung wohl in einer Übergangszeit zu suchen, in der man die scharfen Flintspäne noch als Messer verwendete, sonst aber schon eherne Geräte gebrauchte. Beachtenswert ist auch ein Fall, wo die Kulturbedeutung nur auf einer Seite ausgebildet ist, wie bei vectis „Hebebaum", dem lautlich genau unser (Ge)wicht, altnord. vætt, agf. wiht „Wage, Gewicht" entspricht, wie denn auch sonst bei Wortbildungen aus der gleichen Wurzel die Bedeutungen „Hebebaum, Brunnenstange, Wage, Gewicht" nebeneinander gehen. Aus dem Gotischen ist ein solches Wort für Wage, Gewicht zufälligerweise nicht belegt, aber got. waihts „Sache", ni waihts „nichts" samt seinem germanischen Zubehör sind von Haus aus das gleiche Wort. Waihts „Sache, etwas" ist eigentlich das, was sich beim Wägen bemerkbar macht, wie lat. momentum auch „ein Teil, ein Bißchen" bedeutet; ni waihts, nichts ist das, was gar nicht ins Gewicht fällt, völlig unwichtig ist. Auch lat. vehere hat nur die Bedeutung unseres Bewegens, nicht die von Wägen. Darauf, daß die Italer noch nicht im Besitz der Wage nach Italien gekommen sind, weist auch lat. libra, das ohne etymologischen Anhalt im Indogermanischen und wahrscheinlich ein Lehnwort aus einer Mittelmeersprache ist.

Gewiß werden aber die Übereinstimmungen des germanischen mit dem lateinischen Wortschatz einmal noch größer gewesen sein, als es jetzt der Fall ist. Sind doch auch manche der hier angeführten Wörter aus altgermanischen Sprachen den heutigen verloren gegangen und mit ähnlichem Verlust haben wir auch in der Vorzeit zu rechnen. Hätten wir germanische Sprachquellen etwa aus der Zeit der Kimbernzüge, dem ausgehenden 2. Jh. v. Chr. zur Verfügung, so würden sie vermutlich noch weit mehr Hierhergehöriges enthalten. Dafür spricht schon das, was wir aus Namen entnehmen können, die oft altertümliches Sprachgut darstellen. So ist aus dem niederländischen Gaunamen Testarbant ein germanisches Wort für „rechts, südlich" zu erschließen, das zu lat. dexter stimmt; der Matronenname Textumehae enthält eine genaue germanische Entsprechung zu lat. dextimus; der Volksname Gepides, Gepidae, der nach Jordanes seine Träger als tardiores ingenii et graviores corporum velocitate kennzeichnen soll, setzt ein Adjektivum voraus, das Laut für Laut als germanische Form mit lat. hebes -etis (aus ghebet-) sich deckt.

Mehrere sprachgeschichtliche Tatsachen ließen, wie wir sahen, den Austritt der Italer aus der germanischen Nachbarschaft als ein vorgeschichtliches Ereignis erschließen. Nach ihrem Abzug bestehen die keltisch-germanischen Beziehungen ungestört fort, ja sie gewinnen später noch sehr an Bedeutung dadurch, daß sich die Kelten während der Latènezeit auch der Sudetenländer bemächtigen und bis nach Schlesien und in die Slowakei hinein, ja in einem Ausläufer bis zu den Donaumündungen vorschieben und somit in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten auf einer sehr ausgedehnten Strecke auch Südnachbarn der Germanen sind.

Das Bild des jüngeren, nur mehr keltisch-germanischen Kulturaustausches, das sich uns im Spiegel der Lehnworte zeigt, ist ein ausgesprochen kriegerisches. Mehrere Ausdrücke für Kampf und Schlacht, wie boduo-: badwō-, katu-: hathu-, viktā-, wihtō- und damit gebildete Personennamen, wie Boduognātus: agſ. Beadohild, Caturīx: agſ. Headhorīc kymr. Gueithgual: agſ. Wihtgils sind beiden Sprachen gemein. Auch das Wort Heer, germ. harja- findet sich als cuire (aus corio-) „Schar" im Irischen und die gallischen Tricorii und Petrucorii sind „die drei und vier Heerscharen aufbietenden". Besonders kommt jetzt die Reiterei zur Geltung: aſ. eoridfolc, agſ. eored, altnord. iōreidh gehört zu einem gallischen Wort, das im Namen Eporēdo-rīx steckt und keltisch markā, markos „Pferd" entspricht urgermanischem marhaz, ahd. marah usw., jetzt abgesehen von der Femininbildung Mähre nur noch in Marstall, Marschall und Ortsnamen wie oberösterreichisch Marchtrenk erhalten. Daß es aber nicht nur in übertragenem Sinn eine eiserne Zeit ist, um die sichs handelt, sondern daß sich auch das Eisen selbst jetzt bemerkbar macht, zeigt germanisch īsarna-, dem keltisch īsarnon zugrund liegt, das nach Pokornys Meinung selbst wieder illyrischen Ursprungs sein dürfte.

Der Gemeinbesitz an Worten läßt sich wie bei den italo-germanischen Beziehungen auf etliche Begriffsgruppen verteilen. Außer dem schon behandelten Waffenhandwerk sind Staats- und Rechtsleben, geistige Kultur (besonders Religion), Land, Landschaft und Siedlung sowie friedliche Beschäftigungen in Handwerk und Wirtschaft dabei vertreten. Die wichtigsten hier in Betracht kommenden Worte habe ich in meiner kleinen „Deutschen Stammeskunde" zusammengestellt.

Wo die Zusammengehörigkeit der Worte feststeht, ist es doch oft schwer zu entscheiden, ob gemeinsam bewahrte Erbworte vorliegen oder Lehnworte und in letzterem Fall, in welcher Richtung die Entlehnung erfolgt ist.

Ein kulturgeschichtlich bemerkenswerter Fall, in dem lautgeschichtliche Argumente ein Urteil ermöglichen, ist das Wort germ. spell „Geschichte, Erzählung", dem ein gleichbedeutendes kymr. chwedl, ir. scél gegenübersteht. Die gemeinkeltische Grundform ist hier sqetlon, gall. brit. spetlon. Bei Urverwandtschaft würde das p des germanischen Wortes Schwierigkeiten bereiten, indes p aus q im Gallischen regelrechte Entwicklung ist und ein vor der Lautverschiebung entlehntes spetlon im Germanischen zu spell werden mußte.

Klar liegen die Verhältnisse vor allem bei Amt und Reich, reich. Ahd. ambaht, ambahti „Dienst, Amt" ist aus ambaht „Diener" gebildet, das zu gall. ambaktos gehört. Dieses hat eine einleuchtende Etymologie: es ist ambi-aktos „der Herumgeschickte", müßte aber dann bei Urverwandtschaft, da dem gallischen ambi lautgesetzlich germ. umbi entspricht, ahd. umbaht heißen. Reich „regnum" und reich „dives", ursprünglich „regius", gehen aus von altgerm. rīk-s „Fürst", das niemand von lat. rēx wird trennen wollen. Der Übergang von idg. ē, das hier vorliegt, zu ī ist aber nur keltisch: vgl. gall. Dubno-rīx, weshalb mit Osthoff germ. rīk als entlehnt zu betrachten ist. Eine echt germanische Bildung aus derselben Wurzel, die „lenken, richten" bedeutet, liegt dagegen in anord. landreki „Fürst" vor. Daß daneben das Germanische nicht auch eine Entsprechung zu lat. rēx, aind. rájan besessen hat, könnte auffallen. Vielleicht ist sie durch das Lehnwort verdrängt, bzw. umgestaltet worden, etwa wie anord. vāpn „Waffe" im Schwedischen durch niederdeutsch wapen, da man sonst jetzt våpen nicht vapen erwarten müßte.

Sicher keltischer Herkunft ist auch das schon durch seine Lautform auffallende

got. kēlikn „Obergeschoß", dem ein keltisches, inschriftlich bezeugtes kēliknon gegenübersteht.

Umgekehrt stammt das gallische brāca „Hose" offenbar zugleich mit der Sache selbst, die es bezeichnet, von den Germanen, da das Wort, dem gemeingerm. brōk (älter brāk) in gleicher Bedeutung gegenübersteht, wie O. Schrader gezeigt hat, mit lat. suffrāgines „Hinterbug des Pferdes" zusammen auf ein indogerm. bhrāg „Steiß" hinweist und germanische, nicht keltische Lautgestalt hat. Auch das spätlat., zunächst aus dem Gallischen stammende camisia „Hemd" ist wohl von Haus aus germanisch und sicher ist dies der Fall bei sāpo „Seife", das uns von Plinius als gallisch überliefert ist.

In manchen Fällen wird die Entscheidung dem Urgeschichtsforscher zugeschoben werden müssen. So bei dem Verhältnis von germ. segla-: ir. seol, kymr. hwyl, Grundform seglo-. Denn wenn die Segelkunst im Norden als eine junge Errungenschaft gelten müßte, so könnte dieses Wort, wenigstens in der Bedeutung Segel, kein altes Erbwort sein. Unser Sattel, germanisch sadula-, sichtlich zur indogerm. Wurzel sed, sod „sitzen" gehörig, ist als germanisch nicht verständlich. Man sollte lautverschobenes satula- und deutsch Sassel (so wie Sessel) erwarten. An ein Lehnwort wird man hier um so eher denken, als uns Caesar von den Sueben erzählt, daß sie den Gebrauch des Sattels für schimpflich hielten. Bestimmt muß aus kulturgeschichtlichen Gründen unser Lot, ahd. lōt, von der gallischen Entsprechung zu air. luaide „Blei" hergeleitet werden, nicht umgekehrt.

Auffallen muß, daß nicht auch für das Silber, das in der Latènezeit im Norden bekannt geworden ist, der gallische Name arganton bei den Germanen Eingang gefunden hat. Das germanische Wort silubra-, älter sirubra-, muß wie die slawischen und baltischen Worte für dieses Metall aus einer östlichen, nichtindogermanischen Quelle stammen und so liegt es nahe, daß hier die um 200 v. Chr. gegen den Pontus vorstoßenden Bastarnen die Vermittler gewesen sind. Jedenfalls hat eine östliche Silbereinfuhr in der Zeit, als sich das Wort im Germanischen festsetzte, den westlichen gallischen Wettbewerb geschlagen.

Nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist die Frage, ob bei air. rūn „Geheimnis": got. rūna — vgl. auch gall. com-rūnos, cob-rūnos: germ. ga-rūnan- „vertrauter Freund" — oder air. faith (aus vātis) „Dichter" (= lat. vātes): germ. wōthiz „Poesie, Gesang" Entlehnung vorliegt oder nicht. Bei Veleda, Name einer Seherin, und as. nimidas „Waldheiligtum" gegenüber kelt. velit- velet- „Seher" und keltisch nemeton „fanum" legt das Vorkommen dieser Worte nur bei westlichen Germanenstämmen den Gedanken an Entlehnung nahe, ohne sie doch bestimmt zu fordern. Und jedenfalls müßte die Entlehnung vor der Lautverschiebung erfolgt sein.

Vielfach wird aber der keltische Einschlag im Germanischen überschätzt. Man rechnet mit Lehnworten, wo der Gedanke an gemeinsames Erbgut viel näher liegt. So hält sogar ein so vorsichtiger Forscher wie T. E. Karsten in seinem Buch „Germanerna" das germanische tūna- für vor der Verschiebung aus dem Keltischen aufgenommenes dūn(on) „Burg" und nimmt an, daß die Bedeutung „Zaun" die jüngere sei[1]). Doch ist gerade der umgekehrte Weg der Bedeutungsentwicklung der weit wahrscheinlichere. „Zaun" wird die Grundbedeutung sein, „Burg, Stadt"

[1]) R. N. In der soeben unter dem Titel „Die Germanen" erschienenen sehr erweiterten deutschen Übertragung jenes wertvollen Buches läßt Karsten das Entlehnungsverhältnis bei tūna-, dūnon ausdrücklich in Schwebe.

die abgeleitete, die sich sogar leicht an verschiedenen Orten einstellen konnte. Mit Recht verweist F. Kluge EWb. auf die Verwendung von Hecken zur Befestigung und auf die Bedeutungsentwicklung von ahd. hac „Hecke, Stadt" und Garten als auf Seitenstücke; besonders an anord. gardhr in Bildungen wie Ásgardhr, Mikilgardhr, Gardharīki und altslawisch gradŭ „Einfriedung, Burg, Stadt" wäre dabei noch zu erinnern. Ist das Wort gerade mit seiner Grundbedeutung bei den Germanen — und nur bei ihnen — vertreten, dann fällt aber jeder Grund für die Annahme von Entlehnung aus dem Keltischen hinweg. Höchstens wäre zu erwägen, ob nicht die Kulturbedeutung auf keltischem Einfluß beruht, wobei das Wort im übrigen echt germanisch wäre. Aber auch dazu stimmt die Verbreitung der Ortsnamen auf tūn sehr schlecht. Gudmund Schütte, der ebenfalls an das keltische Vorbild glaubt, muß doch feststellen, daß eine sehr merkwürdige Verbreitung solcher mit tūn gebildeten Ortsnamen vorliegt. Er nimmt an, daß das Wort zuerst durch Sachsen aufgenommen, von diesen nach Flandern und von dort nach dem Norden gebracht worden sei, alles auf dem Seeweg; eine eigentliche Entwicklung des Typus liege erst in Schweden und Norwegen vor. Mit keltischer Herkunft verträgt sich das alles nicht gut. Dasselbe gilt aber auch von dem von ihm nicht in Rechnung gestellten vorauszusetzenden ostgermanischen tūn, dessen Bedeutung aus dem daraus entsprungenen slawischen tynŭ „Mauer, Burg" erschlossen werden kann. Tschechische Namen, wie Karlovtyn, erinnern ganz an keltische, wie Augustodunum.

Zum gemeinsamen Besitz von Kelten und Germanen gehört auch vidu-, widu- „Wald" und G. Schütte führt auch die Zusammensetzungen mit diesem Wort auf keltisches Vorbild zurück; hier, wo kein Kulturwort vorliegt, schon gar ohne die geringste Berechtigung. Es ist auch unrichtig, daß dieser Typus bei den Deutschen im Gegensatz zu anderen Germanen zu fehlen scheine. Vielmehr bieten sich gerade bei ihnen mehrere alte Belege für ihn, wie aus Förstemanns Deutschem Namenbuch zu entnehmen ist. Dazu gehört auch der für das Erzgebirge überlieferte Name Miriquidui, den Schütte irrtümlich als gotisch bezeichnet.

Dasselbe wie von tūn und widu gilt, um nur noch ein Beispiel anzuführen, von theudō- „Volk". Es ist gewiß beachtenswert, daß germanische Zusammensetzungen, wie got. Gutthiuda, keltische Seitenstücke, wie Cruithin-tuath „Piktenvolk", besitzen. Aber die germanischen Belege überwiegen und fallen in die älteste Germanenheimat, ja sind für diese geradezu kennzeichnend: außer jenem Gutthiuda kommt Suitiōdh, Gautthiōdh, Engelthēod, Sæxthēod in Betracht, sowie das einfache Thiōdh auf Jütland, nach dem die Teutonen benannt sind. Thiōdh kann hier nur „Volkland" bedeuten, wie denn auch ir. tuath die Bedeutung „a territory, a tract of land, country, district" ausgebildet hat. Trotzdem liegt der Gedanke an Entlehnung dieses auch italischen, baltischen, illyrischen Wortes ferne. Warum sollte es nicht altes Gemeingut sein?

Ganz besonders auffällig ist die Übereinstimmung zwischen gallischen und germanischen Personennamen. Wenn man auf keltische Namen stößt, wie Albiorīx Caturīx, *Clutorīx, Dagorīx, *Teutorīx, Segomāros, Catuvolcus, Teutoboduus, denen germanische, wie mhd. Albrīch, agf. Headhorīc, altfränk. Chloderīch, ahd. Tagarīh, got. Theudericus, ahd. Sigimār, *Haduwalh, Deotpato, gegenüberstehen, bedarf es wirklich schon gelehrter Kenntnisse, um Germanisches und Keltisches auseinanderzuhalten. Bei näherer Betrachtung zeigt sich freilich, daß auch bei jenen verglichenen Paaren nicht alles stimmt. Albio- stellt sich als erschließbare Grundform zu kymr. elfydd „Welt" und hat mit germ. alba- „Alp,

Elf" nichts zu tun; Albiorīx, ein Göttername, bedeutet also „Weltherrscher", Albrīch dagegen „Elfenfürst". In Dagorīx steckt keltisch dago- „gut", in ahd. Tagarīh germ. daga- „Tag". Keltisch māros bedeutet „groß", ahd. mār- „berühmt" und das ā ist hier und dort verschiedenen Ursprungs: im Keltischen aus idg. ō entstanden, im Deutschen aus germ. und idg. ē, so daß in Wahrheit im besten Fall Ablaut vorliegt. Auch keltisch sego- ist in der Wortbildung verschieden von unserem Sieg, das in ahd. Sigimār enthalten ist. Doch verschlägt dies wenig. Denn immerhin hat das Germanische wohl ein paar Dutzend Bestandteile von Personennamen, darunter so beliebte wie hathu-, gīsla-, sintha-, weni-, widu-, berhta-, mit dem Keltischen gemein. (Fortsetzung folgt.)

Tatsachen der Rassen-Politik im pazifischen Lichte.

Von Prof. Dr. K. Haushofer.

Zwei in ihrer Art bedeutende Arbeiten über Umwelt und Rasse und über die politische Fortwirkung und Tragweite ihres gegenseitigen Verhältnisses sind geeignet, erkennen zu lassen, wie viel zielbewußter die Rassenforschung als eine der wichtigsten Grundlagen wissenschaftlicher Politik im pazifischen Kraftfelde erkannt und angegangen wird, als in Europa.

Beide Arbeiten stammen aus sehr entgegengesetzten Lagern. Der Australier Griffith Taylor nennt seine Studien über Evolution, Wanderung, Niederlassung und Zustand der Menschenrasse „Umwelt und Rasse" (Environment and race). Das (nur 341 Seiten starke, mit 93 Textbildern und 6 Tafeln ausgestattete) Buch des seit drei Jahrzehnten praktisch bei der Zusammenfassung und Hauptstadtwahl des australischen Bundesstaates und theoretisch bei seiner wissenschaftlichen Vertretung unter den pazifischen Mächten führenden Landesgeographen von Australien ist vielleicht — nächst der Begründung der Hauptstadtwahl von Canberra und seinen Vorträgen in Tokio und Shanghai — seine stärkste rassenwissenschaftliche und rassen-politische Bekenntnisschrift: ein nach vielen Richtungen sehr kühner und gedankenreicher Griff in noch werdende, ausreifende Anschauungen.

Der Japaner Bunkichi Horyoka hat über die Rassenzusammenhänge der Japaner mit der Südsee mehr als zwölf Jahre in den Inselwolken des „Nan-Yo" (Süd-Ozean) und in den Malaien-Ländern gearbeitet; er hat nun (unterstützt durch Junnosuke Inouye, den Präsidenten des japanischen Beirats des Instituts für pazifische Beziehungen, und Genchi Kato) das Ergebnis zunächst in einem japanischen Buch zusammengefaßt, das sich auf der Linie der Forschungen von Tetsujiro Inouye, Professor Kume und andern über den starken Südeinschlag der japanischen Rasse bewegt, und durch Dr. Kumazo Tsubois „Das japanische Volk und das Frühdämmern seiner Sprache" bekräftigt wird.

„Volk und Rasse" hat nicht Raum genug, um auf den Inhalt beider Werke im einzelnen einzugehen. Das australische ist leicht erreichbar; und das japanische ist in englischen Auszügen, z. B. im „Transpacific", Tokio, 12. November 1927, von S. Uyenoda, der westlichen Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Aber, worauf es ankommt, das ist die aus beiden Werken — bei ganz ver-

schiedener Einstellung und Zwecksetzung der Urheber — leicht zu gewinnende Erkenntnis, mit welcher Selbstverständlichkeit man innerhalb der Synthese der großen Räume des pazifischen Kraftfeldes bei Volkstums- und Rassenforschung in derselben Art, wie sie sich „Volk und Rasse" zum Ziele setzt, eine notwendige, selbstverständliche Grundlage für Kultur-, Macht- und Wirtschafts-Politik sieht.

Gedankengänge, die für breitere Kreise in Mitteleuropa vielleicht zuerst die „Anthropogeographie" von Ratzel mit dem Mut zur Prognose und zu gestaltenden Griffen ins noch Ungewisse auftat, an denen heute noch der größte Teil der öffentlichen Meinung in Mitteleuropa mit einer gewissen Ängstlichkeit vorübergleitet, die bei Aussprachen in Genf vermieden werden und kaum bei den zunächst noch inoffiziellen Vertretungen der europäischen Minderheiten berührt erscheinen, — solche Gedankengänge über Rassenpolitik werden bei den großen Aussprachen der pazifischen Anlieger: Randmächte, Randrassen und Randvölker, in Honolulu, in Sidney und Melbourne, in Tokio und Shanghai, in Manila und im pazifischen Amerika bewußt aufgesucht, in breitester Öffentlichkeit erörtert, und dadurch vielfach der Gefahr entkleidet, die darin liegen könnte. Aber diese Gefahr-Entspannung erfolgt eben nicht nur durch die natürlich wegen ihrer Sachkenntnis dabei führenden Gelehrten, sondern in fortsetzender Zusammenarbeit mit ihnen durch die Presse, die Staatsmänner, die „Prominenten" der Wirtschaft, mit einer Großräumigkeit der Anschauung, einer Kühnheit des Willens zum Ausgleich, die raumweites Werden in der Menschheitsentwicklung zu begleiten pflegen.

Beide Angelsachsenmächte und ihre Teilgebiete (immer mehr mit führenden Persönlichkeiten von größtem amtlichen Gewicht vertreten [1927 Sir A. Whyte, wohl einer der besten Ostasienkenner Englands]), China und Japan, Niederländisch-Indien, Indochina, lateinamerikanische Staaten, neuerdings auch die Sowjets, Siam, Philippinen, Indien, Korea, beteiligen sich an Aussprache und Ausgleich, von dem Mitteleuropa ferngehalten ist.

So entsteht, und zwar gerade auf dem Gebiete des Rassenausgleichs, aber auch der Rassenanerkennung, die nicht zu leugnende Gefahr, daß sich neben einem europäisch und südamerikanisch vorbetonten Reibungs- und Verschleierungsforum kleinräumiger Interessen in Genf, mit analytischen Tendenzen, frei von Europa ein solches mit synthetischem Zuge um den Großen Ozean bilde. Die Werke von Griffith Taylor und seine Vorträge vor den verschiedenen panpazifischen Veranstaltungen der letzten Jahre sind nur einer der am deutlichsten vernehmbaren Vorklänge dieser Entwicklung.

Das ist der letzte Grund, weshalb gerade an dieser Stelle auf beide Erscheinungen aufmerksam gemacht werden mußte, weil auch für die große Grundrichtung von „Volk und Rasse" eine sehr wertvolle Bestätigung darin liegt.

Hieraus erklärt sich auch, warum zwar vielleicht eine Würdigung der oben berührten japanischen Arbeiten, denen chinesische, malaiische in Vorträgen und Schrifttum zahlreich zur Seite gestellt werden könnten, später einmal erfolgen mag, warum wir aber bei den Ergebnissen und den Schlüssen Griffith Taylors noch etwas verweilen müssen.

Denn, wenn je ein Forscher über die Beziehungen von Umwelt und Rasse zu staatlicher Machtbildung und völkischem Aufbau die Kunst verstanden hat, das, was er erkannt hatte oder doch erkannt zu haben glaubte (— denn vielfach kommt es in solchen Fragen für praktische Auswirkung mehr darauf an, was ein Millionenvolk über seine Rassen-Grundrichtungen glaubt, als was sich vielleicht objektiv allen erweisbar herausstellt! —), in praktische Wirkung umzusetzen,

so war es seit der Jahrhundertwende, etwa neben den Briten Lord Bryce und Mackinder, den Amerikanern Mahan und Brooks Adams, der Australier Griffith Taylor. Seine Arbeit hat ja doch viel dazu beigetragen, den Streit zwischen Sidney—Neusüdwales und Melbourne—Viktoria zugunsten einer Neugründung zu schlichten; er hat den Australiern die Gefahr ihrer Verstädterung in jungfräulichem Land gezeigt, und zuletzt gewagt, dem „White Australia"-Begriff den der panpazifischen Rassengerechtigkeit und des Ausgleichs, noch dazu in Ostasien, entgegenzustellen.

Das Rassen-Bekenntnis-Buch eines solchen Mannes kann nicht kleinen Geistes sein! Es hält sich andrerseits von so kühnen Generalisierungen frei, wie sie Madison Grant und Lothrop Stoddard an vielen Stellen wagen zu müssen glauben, die uns klar machen, wie recht Ratzel hatte, als er uns vor dem Unheil warnte, das Staatsmänner mit großräumigen Vorstellungen in Europa anrichten könnten, wenn sie mit ihren amerikanischen oder asiatischen Größenvorstellungen die Hand an europäische Probleme legten.

Diese überhebliche Auffassung, die häufig an amerikanischen Staatsmännern bei Eingriffen in europäische Wirtschaftsverhältnisse so nahe liegt und so leicht anstößt, teilt der Australier nicht. Er schreckt zwar vor Werturteilen, vor Neubauten gar nicht zurück, steht aber doch immer auf dem festen Boden seiner australischen und pazifischen Erfahrungen; mindestens erreichen wir durch kaum ein anderes Werk der angelsächsischen Welt so sehr die Möglichkeit, Einblick zu gewinnen in die Art, wie Australier und Amerikaner, zum Teil aber auch Ostasiaten von außen her in den komplizierten Rassenaufbau Europas, seine daraus sich ergebenden politischen Notwendigkeiten und seine Entwicklung des Verhältnisses von Umwelt und Rasse hineinschauen, was sie davon zu begreifen vermögen, mit welchen Augen sie sehen.

Ein solcher Einblick ist aber — bei der heute vorhandenen Möglichkeit ihrer Eingriffe, durch Völkerbund oder panpazifische, panamerikanische Einwirkung, die schon vorhandenen Commonwealth- und Empire-Zusammenschlüsse — gerade für den Rassenforscher unendlich wertvoll, der angewandte Volkstums- und Rasseforschung treiben will, und ein fruchtbares, nützliches Glied eines Werkbundes mit solchen Zielen sein möchte.

Aus diesem Grund und mit diesem Ziel sei ihre Aufmerksamkeit auf das Buch des Australiers Griffith Taylor gelenkt, auf seine Auffassung „racialer Strata", seinen kühnen Zusammenbau aus Erdkunde und Rassenlehre, für den er mit gutem Recht den stolzen Titel: „Umwelt und Rasse" gewählt hat.

Lebensfragen des Deutschtums in Litauen.

Von Walter Sturm.

Mit 1 Karte.

Wenig weiß man im allgemeinen von den Deutschen in Litauen, mehr schon vom Deutschtum im Baltikum. Und doch gibt es in Litauen heute etwa 40 000 Deutsche, also über doppelt soviel wie im heutigen Estland mit seinen 18 000 Deutschen.

Und das, obgleich die kürzeste Entfernung von Ostpreußens Grenze bis zu der Estlands heute 290 km beträgt, während die Deutschen in Litauen hart an der ostpreußischen Grenze sitzen.

Diese Unkenntnis muß also besondere Ursachen haben. Wir werden sie gleich erkennen, wenn wir die geschichtliche Entwicklung, die geographische Verbreitung und die soziale Struktur des Deutschtums in Litauen betrachten und dabei immer einen Seitenblick auf das benachbarte Baltikum werfen.

Wenn wir mit der geschichtlichen Entwicklung des Baltentums schon im 12. und 13. Jahrhundert beginnen können, so müssen wir in Litauen recht viel später anfangen. Allerdings können wir schon im 14. und 15. Jahrhundert deutsche Einflüsse in Litauen feststellen, besonders in den Städten mit deutschem Stadtrecht. Wir erwähnen hier nur die Begebung mit deutschem, meist Magdeburger Stadtrecht bei den Städten Kauen (heute litauisch Kaunas, slawisch Kowno) Wilna, Schoden und Birsen, und die Existenz eines Hansakontors in Kauen. Dort sind auch immer deutsche Handwerker und Kaufleute dem deutschen Recht gefolgt. Eine zweite Welle, ebenfalls von deutschen Stadtbewohnern, folgte in und nach der Reformationszeit, wie die Gründung deutscher evangelischer Gemeinden in den Städten: Kowno (1550), Tauroggen (1562), Sereje (1584), Scheimeln (1540), Wilna (1521) Schoden (1572), Birsen (1600), Keidany (1621) und Radziwilischki (1637) haben. Wenn nun auch heute diese Städte noch deutsch-evangelische Gemeinden zeigen, so sind doch die Gemeindeglieder wohl selten Nachkommen dieser ersten deutschen Einwanderer und Kulturbringer. Denn Städtewesen und Bürgertum gingen nach der Personalunion Litauens mit Polen (1569) bald sehr stark zurück. Damit wurde auch das Deutschtum, das sich damals eben nur aus einem Stand, dem städtischen Bürgertum, zusammensetzte, zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.

Was wir dagegen in Litauen heute an Deutschen vor uns haben, ist erst in neuerer Zeit und fast ohne Zusammenhang mit den städtischen Vorläufern eingewandert, ganz im Gegensatz zu den Deutschen im Baltikum, die kontinuierlich als Oberschicht seit sieben Jahrhunderten ihr Gebiet beherrschen.

Der Beginn der neueren deutschen Einwanderung nach Litauen liegt etwas vor 1800, wie man aus den Gründungsdaten der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden sehen kann. Der Höhepunkt scheint nach denselben Daten noch vor 1850 überschritten zu sein, während nach 1900 kaum noch eine nennenswerte deutsche Einwanderung festzustellen ist.

Dabei kommt die Einwanderung fast ausschließlich aus dem östlichen Ostpreußen, hauptsächlich infolge der dortigen Bodenreformen von 1808 ab, zum ganz kleinen Teil aus dem nördlich von Litauen liegenden Kurland. Im ersten Fall handelt es sich fast ohne Ausnahme um Bauern, in letzterem um baltische adlige Gutsbesitzer.

Allein durch diese neuere Einwanderung mit den eben geschilderten Ursprungsgebieten und Wanderungsrichtungen erklärt sich auch die heutige geographische Verbreitung der Deutschen in Litauen. Denn wenn wir im Baltikum eine fast gleichmäßige mosaikartige Verbreitung der Deutschen, jeweils in den Städten und Flecken, in den ländlichen Pastoraten, Doktoraten und Gutshäusern hatten, können wir in Litauen bestimmte Gebiete herausschneiden, die sich durch ihren Anteil an deutscher Bevölkerung stark unterscheiden.

Werfen wir dazu einen Blick auf die Karte, besonders auf die Nebenkarte links unten (siehe die Karte des Verfassers: „Das Deutschtum in Litauen“ auf S. 159), so sehen wir die Verhältnisse deutlicher. Das Gebiet Litauens, das Kurland und Deutschland am fernsten liegt, hat fast keine Deutschen. Hier leben nämlich nur 224 Deutsche, das sind 0,05% der dortigen Bevölkerung

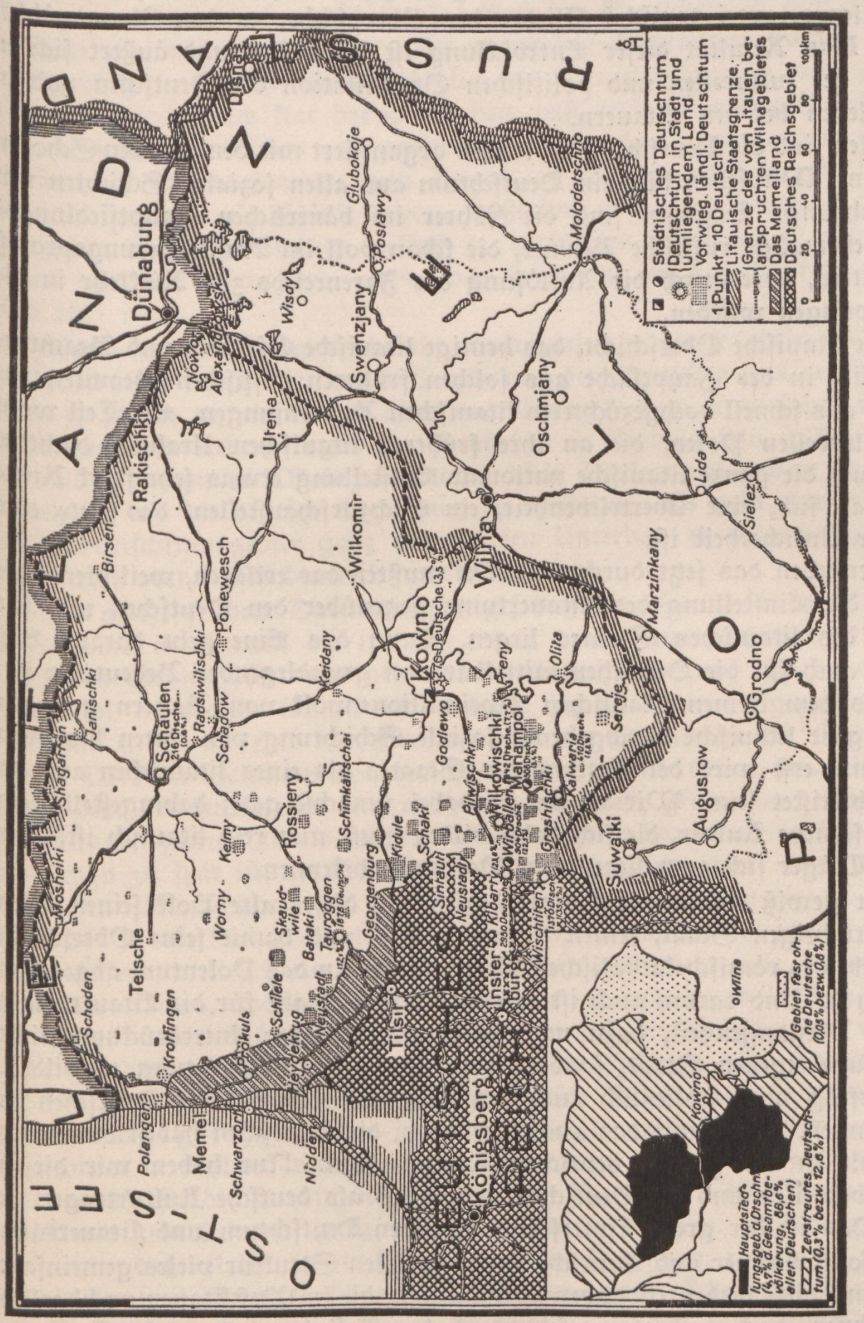
und 0,8% der statistisch nachweisbaren 30 000 Deutschen. Demgegenüber wohnen in einem scharf umgrenzten Gebiet längs der ostpreußischen Grenze 86,6% aller Deutschen in Litauen. Dieses Hauptsiedlungsgebiet wird durch die Memel in zwei Teile zerlegt, einen nördlichen und einen südlichen. In dem ganzen Gebiet beträgt der Anteil der Deutschen 4,7% der Bevölkerung. Dagegen sind nur im Nordteil 2,63% und nur im Südteil 6,58% der Bevölkerung Deutsche. Ein Kreis des Südteils an der Grenze, Wilkowischki, bringt es sogar auf 12,40% Deutsche.

Zwischen die beiden bisher behandelten Gebiete, das fast ohne Deutsche und das Hauptsiedlungsgebiet der Deutschen, schiebt sich ein drittes mit zerstreuten Deutschen. Hier nun können wir auch zwei Gruppen unterscheiden, was aus der Karte nicht hervorgehen kann. Die erste Gruppe besteht aus den Deutschen, die von dem Hauptsiedlungsgebiete an der ostpreußischen Grenze ausstrahlen und sich auf der Karte im Bogen darum herumlegen. Die zweite Gruppe bilden die Deutschen im Norden, die ihren Ursprung aus dem nördlich gelegenen Kurland nahmen.

Das führt uns gleich zu der sozialen Struktur der Deutschen in Litauen. Denn nur diese Deutschen in Nordlitauen stellen in etwa eine Oberschicht dar, allerdings — im Gegensatz zum Baltikum — meist mit einer dünnen deutschen Unterschicht, die aus Ostpreußen stammt. Demgegenüber gehören alle übrigen Deutschen im Hauptsiedlungsgebiet wie in seinen Ausstrahlungen, mit Ausnahme von denen der Stadt Kowno, zu denen wir weiter unten kommen, einer rein bäuerlichen Unterschicht an. Darunter finden sich natürlich auf dem Lande, in den Marktflecken und auch in den Städten nicht wenige Handwerker, die alle aus der bäuerlichen Grundschicht hervorgingen und z. T. mit der Landwirtschaft noch in Verbindung stehen. Aber auf der Höhe, auf der das Handwerk in Deutschland trotz aller Industrialisierung doch noch steht, sind sie nicht. Auch kann man von einem eigentlichen deutschen Mittelstand in Litauen nicht reden. Der blühte und starb mit den Städten und wurde ersetzt durch die Juden, die aus dem südlichen Polen erst verhältnismäßig spät nach Litauen kamen. Was unter der russischen Herrschaft mit dem Willen nach oben aus der ländlichen Grundschicht der Deutschen empor wollte, das ging in den russischen Beamtendienst. Doch da hatten die Russen eine schmerzlose, aber wirksame Russifizierungsmethode, nicht nur den Deutschen in Litauen, auch den Litauern, Polen und Kaukasiern gegenüber. Wer immer in den russischen Randgebieten von den nichtrussischen Völkern die Beamtenlaufbahn einschlagen wollte, dem stand der Aufstieg bis in die höchsten Stellen offen, sogar überall — nur nicht in der engeren Heimat. Dort durfte er kaum Schreiberdienste tun. Dort waren nur Großrussen Beamte oder Nichtrussen aus ganz anderen Gegenden. So kam es, daß bei Deutschen wie Litauern, die beide rein bäuerliche Struktur dort haben, jeweils die neu entstehende Oberschicht im Innern Rußlands russifiziert und der Heimat entfremdet wurde. Die russische Frau sorgte dann meist dafür, daß der Nachwuchs sein väterliches Volkstum gar nicht mehr kannte. Umgekehrt nahmen sich die russischen Beamten im Westgebiet öfters Deutsche und auch Litauerinnen zu Frauen. Naturgemäß handelte es sich wieder um die angehende Oberschicht, um die Kreise der Schwestern und Basen jener russischen Beamten deutscher und litauischer Abkunft. Und auch hier siegte natürlich nicht die Sprache der Frau, sondern die des kulturell höherstehenden Mannes.

Wir haben hier einen ganz eigenartigen Vorgang vor uns, der die über-

ragende Bedeutung höherer Kultur für Assimilationsvorgänge zeigt. In unserem Falle wirkte die höhere russische Kultur aufsaugend auf die frische angehende Oberschicht der Deutschen und ebenso der Litauer. Da dieser Vorgang jahrzehnte-



Das Deutschtum in Litauen
nach einem Entwurf des Verfassers dargestellt von A. Hillen Ziegfeld.
Aus dem Sammelwerk „Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums", herausgegeben von C. von Loesch, Verlag des Deutschen Schutzbundes, Berlin W 30.

lang andauerte, mindestens seit 1863 bis 1914, und gleichzeitig ein Schulwesen in deutscher Sprache kaum bestand, auch keines in litauischer, so wirkte dieser Vorgang, der beim Einzelnen fast unbemerkt und schmerzlos vor sich ging, in der Masse doch wie eine starke Gegenauslese: wer immer in die Oberschicht geriet,

ging seinem Volkstum verloren. Wir nannten dabei neben dem Deutschen auch immer den Litauer. Denn bei ihm liegen die Verhältnisse ähnlich. Auch die Litauer sind bis ins 19. Jahrhundert rein bäuerlich und haben erst seit etwa 1904 offen sich kulturell entwickeln können, im Gegensatz zu den Polen, die seit altersher Adel und Klerus, zwei typische Glieder der Oberschicht, zu den Ihren zählen konnten. — Das Resultat dieser Entwicklung ist heute klar und äußert sich in dem Aufbau der kulturellen und politischen Organisation der Deutschen und in dem Staatsleben bei den Litauern.

Am besten sind die Deutschen im Norden organisiert mit den Zentren Schoden und Schaulen. Wir sehen hier ein Deutschtum aus allen sozialen Schichten mit baltischer Führung. Dagegen sind die Führer im bäuerlichen Hauptsiedlungsgebiet meist ehemalige russische Beamte, die schon voll im Russifizierungsprozeß gestanden hatten, aber durch die Auflösung des Zarenreichs zur Rückkehr in die Heimat gezwungen wurden.

Auch die litauische Oberschicht, das heutige litauische Offizier- und Beamtenkorps, setzt sich in der Hauptsache aus solchen früheren russischen Beamten zusammen oder aus schnell hochgezüchteten litauischen Bauernjungen. Ein Teil wohl auch aus kulturellen Polen, die an ihre früheren litauischen Urahnen dachten. Daher hat auch die ganze litauische nationale Einstellung etwas sehr stark Renegatenhaftes an sich, eine Übertriebenheit, ein Sichzurschaustellen, das stets eine Folge innerer Unsicherheit ist.

Wir verstehen das jetzt durchaus. Wir mußten das erklären, weil hierin die Gründe für die Einstellung des Litauertums gegenüber den Deutschen und für die Zukunft des litauischen Staates liegen. Denn das Eine geht daraus klar hervor, was auch für die Deutschen mittelbar von grundlegender Bedeutung ist: erst, wenn es dem kleinen litauischen Zweimillionenvolk von Bauern gelingen wird, eine eigene litauische durchgehende soziale Schichtung von unten bis oben zu bilden, dann erst wird der Bestand des Staates als eines litauischen auf die Dauer gewährleistet sein. Wir wollen es dabei zunächst ganz dahingestellt sein lassen, ob diese neue Kultur, die sich dabei bilden muß, nun rein litauisch ist, oder ob nur ihre Träger sich zum litauischen Volkstum bekennen.

Es liegt gewiß eine große Tragik darin, daß dieses alte Volk seinen alten großen und tüchtigen Staat, seinen gesamten Adel und damit seine Oberschicht gegen die Gabe des römisch-katholischen Christentums an das Polentum abgegeben hat (1386/1413). Und darum auch ist es eine Riesenaufgabe für die Litauer, nach einer solchen Vergangenheit, dazu nach jahrhundertelanger Unterdrückung nicht nur einen neuen eigenen Staat, sondern eine eigene Kulturschichtung zu bilden. Von dem Erfolg wird schließlich auch das staatliche Schicksal der Deutschen in Litauen abhängen. Aber, wie das auch sein wird, die Deutschen haben doch noch einen Rückhalt in der großen deutschen Kulturnation. Nur haben wir diesen Rückhalt zu beweisen und die Deutschen haben sich als deutsche Kulturträger zu entwickeln! Das ist der große Unterschied zwischen Deutschtum und Litauertum.

Wenn sonst Litauer und Deutsche in der sozialen Struktur vieles gemeinsam haben, so trennt diese beiden Gruppen von Bauern, die in Westlitauen nachbarlich gemischt wohnen, doch noch etwas sehr stark: das Religionsbekenntnis. Denn die im 18./19. Jahrhundert aus Ostpreußen einwandernden Deutschen sind geradeso wie ihre städtischen Vorläufer evangelisch, und zwar evangelisch-lutherisch, während die Litauer überwiegend katholisch sind. Nur 10 000 Litauer in Nord- und Ostlitauen, die letzten Reste der Reformation, sind reformiert. Es gibt allerdings

auch noch eine große Zahl evangelisch-lutherischer Litauer, nämlich 12000 nach Angabe der evangelisch-lutherischen Geistlichen oder 22000 nach Angabe der amtlichen litauischen Statistik. Die Differenz von 10000 würde den 30000 Deutschen der litauischen Statistik hinzugezählt werden müssen. Wie dem auch sei: jedenfalls wohnen in dem Hauptsiedlungsgebiete der Deutschen, in dem 86,6% aller Deutschen wohnen, auch 84,7% aller evangelisch-lutherischer Litauer und zwar im Gegensatz zu den Deutschen: nördlich der Memel bedeutend mehr als südlich. Es scheint mir daraus klar hervorzugehen, daß auch die evangelisch-lutherischen Litauer mit den Deutschen zusammen aus Ostpreußen eingewandert sind. Sind doch auch in Ostpreußen vor dem Kriege die Litauer nördlich der Memel weit zahlreicher gewesen als südlich davon. Außerdem zeigen die Namen der evangelisch-lutherischen Litauer in Litauen vielfach die verkürzten litauischen Namensendungen -at und -eit statt -aitis und -eites, was sonst nur im benachbarten Ostpreußen üblich ist.

Wenn wir bisher geschichtliche Entwickelung, geographische Verbreitung, soziale Struktur und konfessionelle Gliederung der Deutschen in Litauen besprochen haben, so scheint es, als ob das alles nur Vorwort zum eigentlichen Thema, zur Behandlung der Lebensfragen der Deutschen in Litauen sein sollte. Es scheint aber nur so; denn in Wahrheit waren diese Darlegungen eben unumgänglich notwendig, um die heutige Lage ganz zu verstehen. Es geht eben nicht an, ein Auslanddeutschtumsgebiet ganz ohne diesen Unterbau zu betrachten, weil sonst vieles schief oder falsch beurteilt würde.

Die ganze frühere Darstellung zeigt, daß *die Hauptlebensfrage* des Deutschtums in Litauen die ist, wie es in dem Hauptsiedlungsgebiet aus der bäuerlichen Grundschicht eine gewerbliche Mittelschicht und daraus eine geistige Oberschicht entwickeln kann. Alle anderen Fragen treten dagegen zurück. Im Baltikum z. B. ist eine der Grundfragen die Erhaltung der Oberschicht als solcher. Wer im Baltikum von der Oberschicht in eine tiefere hinabsinkt, verfällt leichter dem Lettentum und dem Estentum als sonst, gerade umgekehrt, wie wir es in Litauen sehen. Im Baltikum ist eine weitere Frage, die zu lösen jetzt vielleicht schon zu spät ist, die Schaffung bzw. Erhaltung einer, wenn auch kleinen bäuerlichen Unterschicht. All das steht in Litauen nicht in Frage. Denn hier haben wir ja eine breite bäuerliche Unterschicht, aber auch nicht mehr. Das genügt zwar insofern, weil sich aus dem Bauerntum immer wieder alle anderen Schichten entwickeln können, während der Versuch, etwa aus der baltischen Oberschicht eine Unter- und Mittelschicht zu bilden, wahrscheinlich scheitern würde. Es ergibt sich daraus allgemein für das Auslanddeutschtum, daß es weniger darauf ankommt, daß eine *bestimmte* Schicht deutsch ist, als darauf, daß das Deutschtum *durchgegliedert* alle Schichten enthält. Ein Vergleich zwischen dem Deutschtum in Estland und dem in Litauen zeigt weiter, daß es keineswegs die Zahl, die Masse der Deutschen allein macht. Denn das viel kleinere Deutschtum in Estland steht kulturell ganz weit über dem in Litauen. Allerdings kann man einwenden, daß all das nichts hilft, wenn die Deutschen, wie es in Estland tatsächlich der Fall ist, an Zahl infolge Abwanderung, Geburtenrückgang, Frauen- und Altenüberschuß und nationaler Mischehen dauernd zurückgehen. All das ist in Litauen weniger zu befürchten. Der deutsche Bauer hat eine große Kinderschar, vom Litauer trennt ihn seine evangelische Religion mehr noch als sein kaum bewußtes Deutschtum. Der Aufbau der Deutschen nach Altersklassen und Geschlechtern, nach Sterblichkeit, Heiraten und Geburten entspricht fast genau dem

der übrigen Bevölkerung in Litauen. Allein die auch bei den Litauern von jeher *starke Auswanderung* vermindert die Zahl der Deutschen erheblich. Es ist ja eine mehrfach beobachtete Tatsache, daß einmal eingewanderte Bevölkerung leicht weiterwandert. Bei den Deutschen gilt als Ziel, wie bei den Litauern, meist Brasilien und Argentinien, dazu Kanada. Das letztere Land bevorzugt die Deutschen wegen ihrer Konfession noch vor den Litauern. Der Grund der Auswanderung ist bei Deutschen wie Litauern in den wirtschaftlichen Umständen, dem bäuerlichen Erbrecht und der daraus folgenden geringen Durchschnittsgröße der Wirtschaften zu suchen, worauf wir hier nicht weiter eingehen können. Leider ist der Deutsche, der in der Zeit der Leibeigenschaft d. h. vor 1864/66 als freier Bauer und vorbildlicher Landwirt nach Litauen einwanderte, mit der Zeit nicht fortgeschritten. Der litauische Nachbar in den Westgebieten hat schnell von ihm gelernt und steht ihm heute bei seinem nationalen Erwachen fast gleich, ja hat vielfach heute mehr Trieb zum Fortschritt als der konservative Deutsche. Es gilt also für das Deutschtum nicht nur, eine eigene kulturelle Oberschicht zu bilden, sondern im besonderen noch *landwirtschaftliche Führer* in den eigenen Reihen zu finden, die durch die Förderung der deutschen Landwirtschaft auch dem litauischen Bauern etwas bieten können. Denn nur, wo der Deutsche kulturell über dem Gastvolk steht, hält er sich volklich. Dann auch wird er von dem Gastvolk anerkannt und geachtet. So sehen wir, wie es im wesentlichen eine *Frage der Führung* und *der Führungsschicht* ist, die heute in Litauen bei den Deutschen brennend ist. Wie aber soll diese Frage gelöst werden? Sie kann *nicht* dadurch gelöst werden, daß man *von außen* her etwas tut. Wohl sollen wir Deutschen alle unsere Stammesbrüder im Ausland, und in Litauen sicher viel mehr als bisher, unterstützen. Das Wesentliche aber, der Wille, sich zu behaupten, der Wille, eine Führung zu bilden, muß sich *dort* aus den Deutschen selbst heraus entwickeln. Damit, daß man etwa einige deutsche Arbeiter und Bauernjungen auf höhere Schulen und Universitäten schickt, schafft man noch lange keine Führer. Es scheint mir sogar in der Regel ausgeschlossen, daß schon in *einer* Generation ohne Zwischenstufe, ein Mensch von der untersten in die oberste Schicht aufsteigt, besonders, wenn, wie hier in Litauen, eine solche *kulturelle Gegenauslese* jahrzehntelang stattgefunden hat, wenn so gut wie jedes *führerhafte Vorbild* fehlt, und wenn dann ein solcher Aufstieg noch von äußeren Kräften begünstigt wird. Etwas anderes dagegen muß sehr stark betrieben werden: der Ausbau des *Volksschulwesens*, des mittleren Schulwesens, der landwirtschaftlichen Fachschulen und die Lehrerausbildung. All das liegt bisher sehr im Argen. Haben wir doch in Litauen nur ganz wenige richtige deutsche Volksschulen und Volksschullehrer. Und doch sind sie bitter nötig, da 41,6% *aller Deutschen dort nicht schreiben können*! Mittlere Schulen gibt es nur zwei, in *Schaulen* und *Kibarty*. Dazu kommt die *deutsche Oberrealschule in Kowno*, anerkannt die beste des Landes, die darum auch fast die Hälfte Schüler anderer Nationalität hat. Landwirtschaftliche Fachschulen und eine so dringend nötige Lehrerausbildungsmöglichkeit fehlen noch völlig!

Da die Deutschen des Gebietes alle *evangelisch* sind, so ist der *Pastor* meist der gegebene Führer, wenn er nämlich ein guter Deutscher ist und auch für die Schulfragen etwas übrig hat. Aber leider sind diese deutschen evangelischen Diasporagemeinden meist außerordentlich groß. Ich kenne eine Gemeinde, die über 7000 qkm umfaßt! Dazu fehlt jede ordentliche Versorgung der Pastoren. Es

fehlen: festes Gehalt, Pension, Krankenkasse und Sterbekasse. Hier wäre es Sache des ganzen Protestantismus, helfend einzugreifen. Zumal der deutsche Protestantismus, dem dieses Gebiet am nächsten liegt, sollte ganz anders als bisher seine Glaubensgenossen jenseits der Grenze geistig und materiell fördern.

Wir sind bisher noch nicht auf die Deutschen in Kauen (Kowno) eingegangen. Es sind nicht mehr die Nachkommen jener stolzen Kaufherren und Bürger des Mittelalters, sondern kleine reichsdeutsche, meist unverheiratete Kaufleute, Vertreter und Angestellte, deren kulturelles Niveau leider meist nicht sehr hoch ist, deren Interessen und Geselligkeiten oft recht materielle Hintergründe haben. Dazu kommen die aus den Bahnbauten und Fabrikbetrieben der Vorkriegszeit stammenden einfachen deutschen Arbeiter, die fast alle im Stadtteil Schanzen wohnen. Augenblicklich haben in Kowno auch die Spitzen der deutschen Organisationen ihren Sitz: der Kulturverband der Deutschen, die Partei der Deutschen, die Zentralgenossenschaftsbank und die Konsumgenossenschaft der Deutschen. Dieser Sitz der Organisationen in der Landeshauptstadt hat in vielen Punkten etwas für sich. Nachteilig ist er aber deshalb, weil Kauen, wie die Nebenkarte S. 159 zeigt, ja außerhalb, am Rande des Hauptsiedlungsgebietes der Deutschen liegt und der Zusammenhang mit dem ländlichen Deutschtum naturgemäß darum nur recht locker ist, zumal bei den schwierigen litauischen Verkehrsverhältnissen. Wenn auch der Sitz der Partei in Kowno bleiben sollte, so wäre doch eine Verlegung des Kulturverbandes in sein eigentliches Arbeitsfeld, in das Gebiet südlich der Memel, sehr zu wünschen. Auch die Genossenschaftsfilialbanken dieses Gebietes sollten mehr ausgebaut werden. Doch richten sich solche Veränderungen zum großen Teil auch nach den finanziellen und personellen Möglichkeiten.

Wenn wir jetzt unser Deutschtum in Litauen überblicken, dann finden wir einen guten deutschen Volksboden in Westlitauen, der aber noch kein richtiger deutscher Kulturboden geworden ist, aber es noch werden kann, während wir im Baltikum einen deutschen Kulturboden vor uns haben, dem der nötige deutsche Volksboden fehlt. Ostpreußen ist dagegen das nordöstlichste Gebiet, wo wir beides, deutschen Volks- und Kulturboden, zusammen haben. Wenden wir diese heute gebräuchlichen Typisierungsformen des Deutschtums auf das zwischen den genannten drei Gebieten liegende Memelland an, so finden wir dort zweierlei: deutschen Volks- und Kulturboden zusammen in den deutschen Städten und Dörfern, deutschen Kulturboden ohne Volksboden in den Dörfern mit kleinlitauischer Hausprache. Wir kommen dabei noch zu einer besonderen Unterscheidung des deutschen Kulturbodens: Im Baltikum haben wir deutschen Kulturboden mit deutschen Kulturträgern, im Memelland wie in Masuren haben wir ganze Gebiete, eben die mit nichtdeutscher Hausprache und Abstammung, mit deutschem Kulturboden oft ohne deutsche Kulturträger.

In dieser letzteren Art ist ganz Litauen und der ganze Osten überhaupt deutscher Kulturboden. Und zwar in einem ganz eigenartigen Sinn. Die Verkehrs- und Handelssprache des ganzen Ostens ist deutsch. Und zwar nur wegen der Träger des Handels, der Ostjuden. Diese sind doch einmal im wesentlichen aus Deutschland, besonders aus Süddeutschland, eingewandert und brachten von dort die mittelhochdeutsche Sprache mit, die in ihrem Jiddisch noch heute trotz aller Verderbtheit durch Hebräisch, Russisch, Polnisch und neuerdings Litauisch vorherrscht. Ja, wir konnten beobachten, daß eine ganze Reihe von mittelhoch-

deutsch-jiddischen alten Formen in den Wortschatz des doch noch recht jungen Deutschtums in Litauen übergegangen sind!

So sind wir, von den Fragen des litauischen Deutschtums ausgehend, zu solchen gekommen, die den ganzen Osten und zum Teil das ganze Auslanddeutschtum angehen. Wir sahen eine große Vielgestaltigkeit: den Deutschen als Herrscher, als Bürger und als Bauer, deutsche Kultur unter Deutschen, Litauern, Polen und Juden. Es ist unser Schicksal, so viele verschiedene Möglichkeiten in uns zu fühlen. Um so größer und weniger selbstverständlich als etwa beim Engländer ist darum unsere Aufgabe: Uns bewußt auf unser Volktum zu besinnen und planmäßig unsere deutsche Kultur zu pflegen.

Rassenkreuzung beim Menschen.

Von Jon Alfred Mjöen, Oslo.

Mit 13 Abbildungen.

I.

Auf dem 1927 abgehaltenen internationalen Anthropologen-Kongreß Amsterdam wurde die Frage der Rassenkreuzung in einer besonderen Sitzung diskutiert. Schon lange im voraus hatte man sich die nötigen Sachverständigen gesichert. Nilsson-Ehle (Schweden) sprach über Rassenkreuzung bei Pflanzen. Charles Davenport (U. S. A.) und Jon Alfred Mjöen (Norwegen) über Rassenkreuzung beim Menschen. Wir haben uns den letzten Vortrag für „Volk und Rasse" gesichert. (Red.)

Durch die Kreuzung zweier verschiedener Rassen ergibt sich naturgemäß eine unübersehbare Fülle neuer Kombinationsmöglichkeiten, und es ist von vornherein anzunehmen, daß diese Neukombinationen sich nicht nur von den beiden Elternrassen durch das größere oder geringere Hervortreten der einzelnen Merkmale unterscheiden werden, sondern daß bei dem Bastard eine Reihe von Merkmalen in die Erscheinung tritt, die keine der beiden Elternrassen gezeigt hat. Diese Phänomene und ihre genetische Erklärung sind dem Erblichkeitsforscher von heute, zumal wo es sich um nicht allzu komplizierte Merkmale handelt, durchaus geläufig. Man kann theoretisch sowohl die einzelnen Neukombinationen von Merkmalen als auch die „neumanifestierten" Merkmale, die bei den Vorfahren nur als Anlagen geschlummert haben, von dem Gesichtspunkt aus betrachten, ob sie für die Erhaltung des Individuums und der Rasse günstig, belanglos oder ungünstig sind. Hieraus ergibt sich dann das Problem, ob eine gegebene Rassenkreuzung als wünschenswert zu betrachten ist oder nicht, je nachdem beim Bastard die günstigen oder die ungünstigen Merkmale, m. a. W. die Voraussetzung für eine größere oder geringere Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Lebensbedingungen, überwiegen.

Es ist unnötig zu betonen, daß es immer eine Frage der verschieden eingestellten Wertung sein wird, ob und wann eine bestimmte Rassenkreuzung als harmonisch oder als disharmonisch zu betrachten ist.

Wo findet man nun für die Untersuchungen dieser Art das günstigste Menschenmaterial?

Die europäischen Rassen stehen einander zu nahe um günstige Studienobjekte für diese Untersuchungen abzugeben. Wählt man Farbige und Weiße

in außereuropäischen Erdteilen, so stößt man auf die Schwierigkeit, daß diese beiden Rassen den Umweltbedingungen verschieden angepaßt sind. In den Tropen z. B. ist die weiße Rasse gegenüber der farbigen dermaßen im Nachteil,





Abb. 1. Lappe (Mongoloider Rassentyp) aus der Gegend von Róros in Norwegen. (Samml. d. Winderen Laboratorium.)

[Eigenschaften der reinrassigen Lappen: kleinwüchsig, durchschnittl. 1,60 m für männliche, 1,45 m für weibliche Indiv. Schädel kurz und breit (Kopf-Inder über 81). Gesichtsform breit, vorstehende Backenknochen. Nase breit (flache Nasenwurzel). Augen, Haare: dunkel. Haut: gelblich.]

daß jeder Vergleich in Bezug auf Immunität gegen Krankheiten, Arbeitsinitiative, Ausdauer usw. unberechtigt ist.

Ob z. B. die häufig angegebene hohe Kindersterblichkeit unter den Tropen-Mischlingen (Lowe, Woodruff) auf Rassenkreuzung allein zurückzuführen ist,





Abb. 2. Lappin (Mongoloider Rassentyp) aus der Gegend von Róros in Norwegen. (Samml. d. Winderen Laboratorium.)

kann daher fraglich sein, da ja auch z. B. die in diesen Erdteilen geborenen Europäer-Kinder körperlich und geistig als weniger widerstandsfähig gelten. Und wählt man Nordamerika als Untersuchungsgebiet, so ist das Verhältnis ein umgekehrtes, da das dortige Klima dem Neger weniger zusagt.

Weit günstigere Bedingungen für Kreuzungsstudien finden sich dagegen in Nord-Norwegen und in Nord-Schweden. Hier sind die beiden Rassen — die mongoloiden Lappen (Abb. 1 und 2) und die Nordische — völlig den gleichen Lebensbedingungen angepaßt. Beide haben sie denselben Selektionsprozeß durchgemacht. Durch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende *getrennt*, haben sie den harten Daseinskampf unter gleichen klimatischen Verhältnissen bestanden.

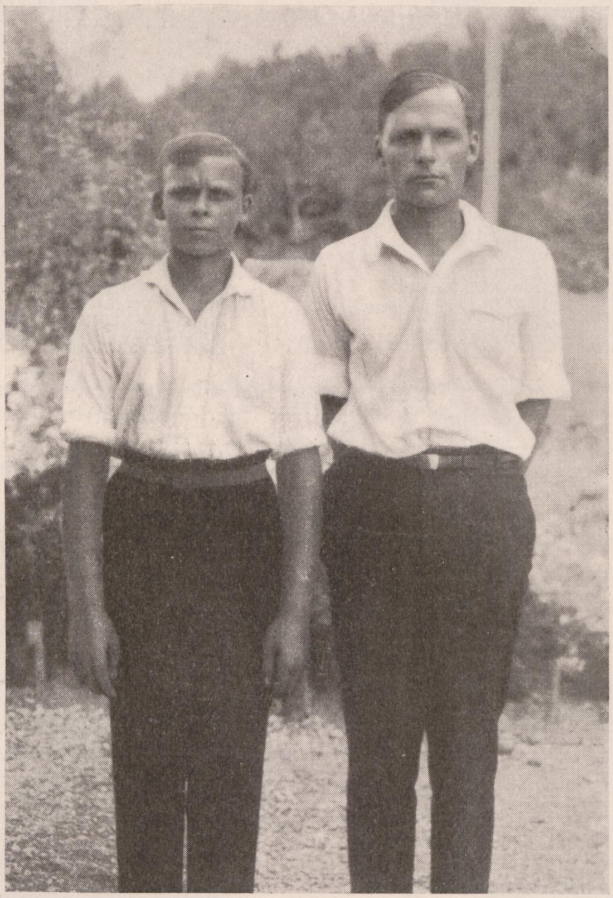


Abb. 3. Schwedische Studenten (nordische Rasse).

[Eigenschaften der nord. Rasse: Gestalt: hoch, schlank (durchschnittl. Körperlänge etwa 1,74 m beim Mann, 1,63 m beim Weibe). Schädel: lang, schmal (Kopfindex etwa 73). Gesichtsform: oval, zieml. schmale Stirn, eckig abgesetztes Kinn. Nase: schmal, gerade, sehr schmaler Nasenrücken. Augen: blau, blaugrau oder grau, tiefliegend. Haare: blond, hellbraun, rötlich; schlicht, glatt oder wellig. Haut: hell, rosa, zart.]

Erst als die Lappen vor wenigen Generationen seßhaft wurden, fing die Mischung an. Zudem liefert die genetisch bedingte Verschiedenheit dieser Rassen eine günstige Basis für die Verfolgung des Erbganges der einzelnen somatischen Merkmale.

Rechnen wir zu nordischen Rassentypen (Abb. 3 und 4) nur diejenigen, die *sämtliche* meßbaren nordischen anthropologischen Merkmale besitzen, so kommen wir in gewissen Gegenden der norwegischen Westküste kaum auf 10 % reine Rasse. Dies unter der Voraussetzung, daß man auch Kreuzungen zwischen europäischen Rassenelementen, wie zwischen nordischen und alpinen oder

mediterranen, als fremde Rassenelemente betrachtet. Versucht man andrerseits nach den gemessenen Einzelmerkmalen eine Umrechnung auf den Hundertsatz nordischen Blutes, so kommen wir auf 60, 70 bis 80%. — Ja in gewissen Gegenden des östlichen Norwegens noch viel höher.

Dieser Gegend habe ich nun die Typen für die Untersuchung entnommen, die als Vergleichsmaterial mit dem Mischvolk in der vorliegenden Arbeit benutzt worden sind. Das gesamte Material umfaßt etwa 500 Erwachsene und 100 Kinder. (Die letzteren sind von den Kurven ausgeschaltet.)

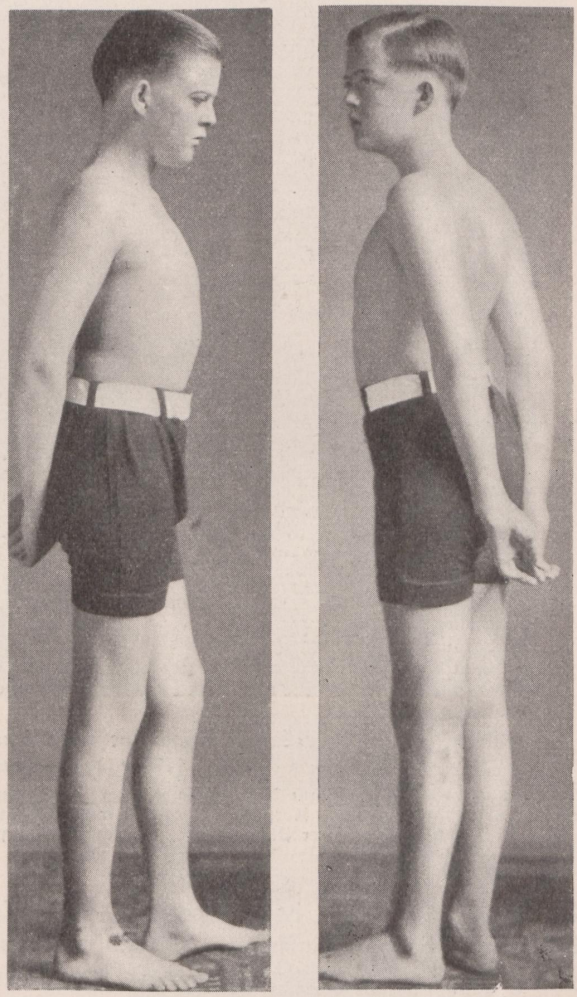


Abb. 4. Amerikanischer Jüngling schwedischer Abkunft (Nordische Rasse).

Von den zahlreichen Fragen, die sich uns beim Studium der Kreuzung der beiden obengenannten Rassen aufdrängen, sind die wichtigsten vielleicht folgende:

1. Dominiert bei dem Bastard die eine Rasse über die andre in bezug auf körperliche und seelische Eigenschaften oder

2. erbt der Bastard die Eigenschaften der beiden Rassen von der Augenfarbe bis zu den höchsten seelischen Funktionen als eine homogene Mischung?

3. Erbt der Bastard bestimmte Eigenschaften von jeder der beiden Rassen, z. B. die große Lunge von der nordischen Rasse und das kleine Herz von der lappischen?

4. Erbt der Bastard die Eigenschaften beider Rassen als eine Art von Partialismus, wo jedes Organ ein Mosaik darstellt, bestehend aus heterogenen erblichen Eigenschaften?

Auch andere Probleme melden sich, wie das von der verminderten Fruchtbarkeit der Bastarde, der Immunität gegen Krankheiten, der Funktion der Drüsen, insonderheit der endokrinen, ferner Fragen des seelischen Gleichgewichtes, der Harmonie der sittlichen Elemente, der verbrecherischen Instinkte usw.

Im folgenden Abschnitt werde ich ein paar dieser Fragen näher beleuchten und den Versuch einer Beantwortung wagen, gestützt auf Beobachtungen und Erfahrungen an meinem Menschenmaterial aus Nord-Norwegen und belegt durch Analogiebeobachtungen im Tierstall.

Untersuchungen an Lappenmischlingen.

Sämtliche hier abgebildeten Misch-Lappen zeigen sichtbar nordischen Einschlag. Mehrere haben die Augen- und Haar-Farben der nordischen Rassentypen.

Betrachten wir den Wanderlappen (Abb. 6), so sehen wir, daß er außer vielen anderen nordischen Zügen auch die gerade schmale Nase mit dem hohen



Abb. 5. Norweger-Lappen-Bastarde (mit Ausnahme des reinrassigen Lappen in der Mitte der oberen Reihe).

[Nordische Merkmale, wie blaue Augen, blonde Haare und schmale Nase mit hohem Rücken finden sich häufig in der F_2- und F_3-Generation. Körpergröße, Muskelkraft und Lungenvolumen der nord. Rasse werden (mit Ausnahme einiger seltener extremer Plusvarianten) durch Kreuzung vermindert. Der Langschädel verschwindet nach und nach.]

Nasenrücken hat und daß Hautfarbe, Augenfarbe und Gesichtsausdruck mehr an die der nordischen Rasse als die der lappischen erinnern. Diese nordischen Einschläge lassen sich in der lappischen Bevölkerung überhaupt unschwer verfolgen.

Im folgenden seien einige vergleichende Untersuchungen über Muskelkraft und Lungenvolumen angeführt. Die Abbildungen 10 und 11 zeigen das Verhältnis zwischen den zahlenmäßigen Ergebnissen der Messungen an Lappen, Mischtypen und Nordischen.

Aus den angeführten Kurven geht hervor:

1. Daß die Nordischen und die Lappen sowohl in bezug auf Muskelkraft wie auf Lungenvolumen eine geringere Variabilität aufweisen als die Mischlinge. (Vgl. die stark fallenden Kurven der Mischlinge.)

2. Daß die festgestellten Durchschnittswerte für die Nordischen erheblich über denjenigen der Bastarde liegen. Dies gilt sowohl für die männlichen wie für die weiblichen Individuen.

3. Daß die zahlenmäßigen Ergebnisse (Muskelkraft und Lungenvolumen) für die männlichen Mischlinge durchgehend auf dem Niveau der weiblichen Nordischen liegen.

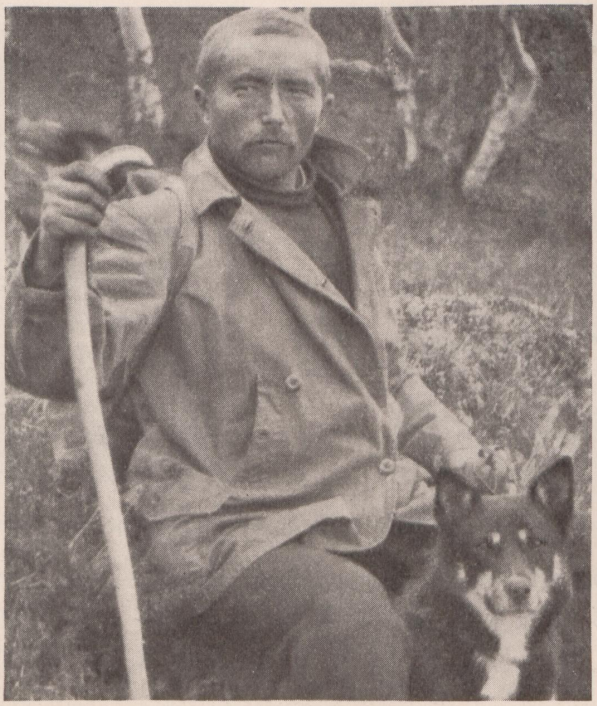


Abb. 6. Norweger-Lappen-Bastard (mit schmaler nordischer Nase).



Abb. 7. Norweger-Lappen-Bastard-Frau.

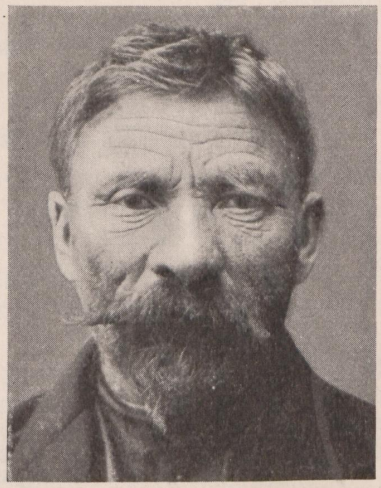


Abb. 8. Norweger-Lappen-Bastard.

Diese Untersuchungen schienen uns folgendes zu besagen: Vom Gesichtspunkt der nordischen Rasse betrachtet bedeutet die Kreuzung mit Lappen eine Senkung — beziehungsweise Verringerung — der physischen Leistungs-

fähigkeit, vorausgesetzt daß größere Muskelkraft bzw. größeres Lungenvolumen als günstige Kriterien betrachtet werden können.

In dieser Verbindung wäre zu erwähnen, daß die militärischen Behörden



Abb. 9. Norweger-Lappen-Bastard, von vorn und von der Seite.

Norwegens des öfteren ausgesprochen haben, daß die Misch-Bevölkerung Nord-Norwegens im großen und ganzen wenig taugliche „Rekruten" stellt[1]).

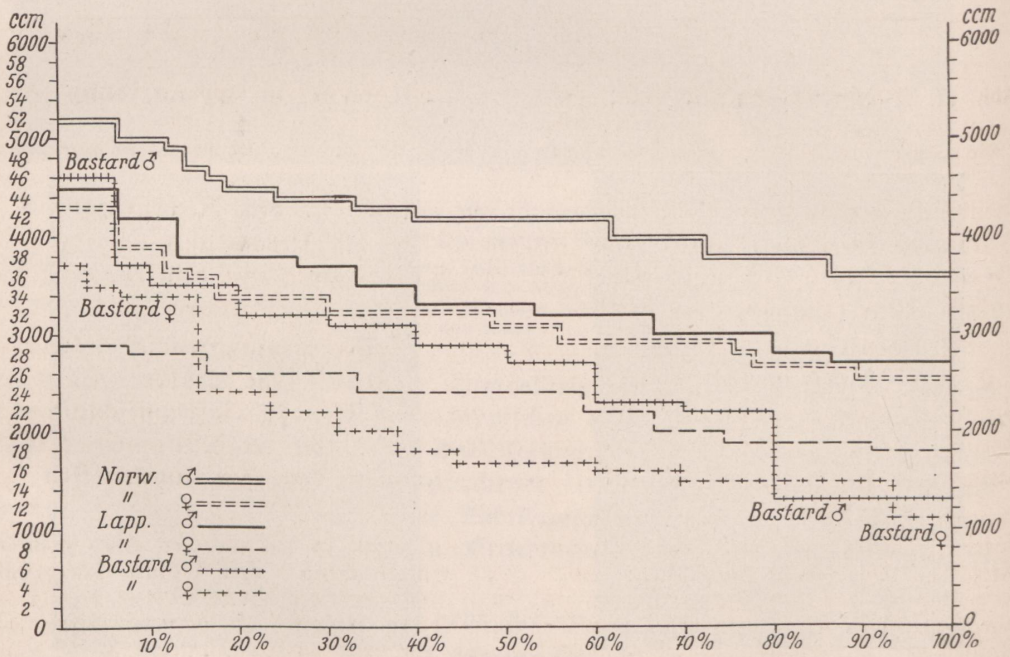


Abb. 10. Rassenkreuzung und Lungenvolumen (Spirometer Barnes).

Die nordische Rasse zeigt bezüglich des Lungenvolumens eine homogenere Beschaffenheit als die Bastarde (400 Individuen wurden untersucht, die gemessenen Norweger, Bastarde und Lappen stammen aus Gudbrandsdalen, Opdal (Dovre) und aus der Röros-Gegend).

[1]) Aus derselben Mischbevölkerung hatte auch seiner Zeit Fridtjof Nansen für seine erste Grönlandsexpedition zwei Begleiter gewählt, zwei Lappen „in Schnee und Eis ge-

Der norwegische Anthropologe Halfdan Bryn macht auf die große Anzahl von Hüftgelenksluxationen[1]) unter der Bastardbevölkerung Finmarkens aufmerksam. Dieser Fehler kommt unter den Bastarden nachweisbar mit

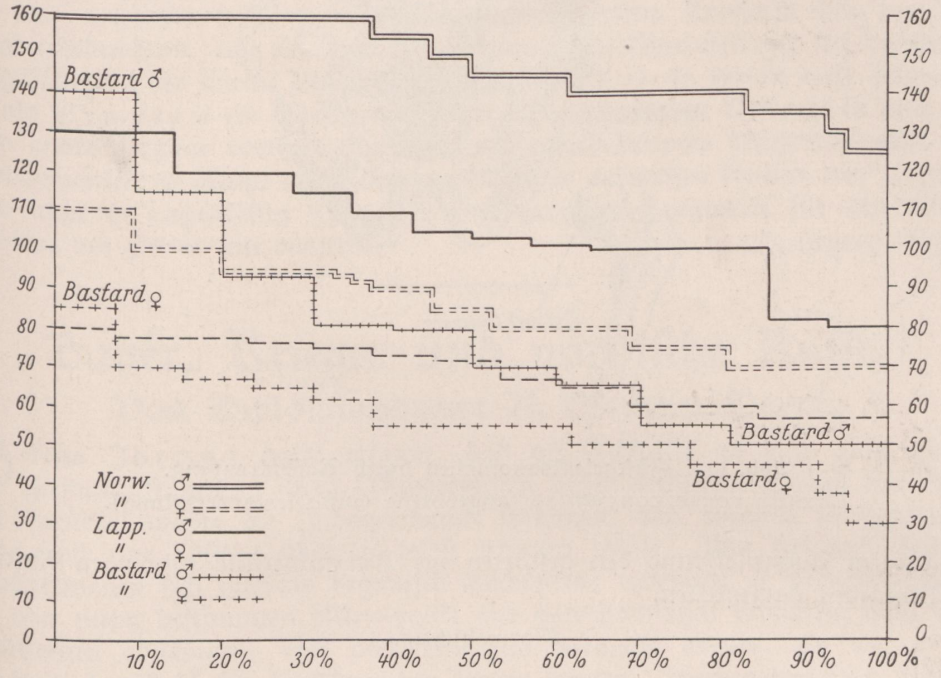


Abb. 11. Rassenkreuzung und Handdruckkraft (benutzt wurde ein Apparat, dessen Skala von 0 bis 160 gradiert ist).
Die nordische Rasse zeigt eine homogenere Beschaffenheit als die Bastarde. (420 Individ. wurden untersucht).

mehrfach verdoppelter Häufigkeit vor, verglichen mit den Reinrassigen. Die Zeichnung in Abb. 12 stellt eine Illustration zu der Vermutung von Halfdan Bryn dar, daß der Bastard das kleine Becken der Lappen mit dem engen Acetabulum erben kann und das große caput femoris des Nordländers.

Ein derartiges Nichtzusammenpassen von Rasseneigenschaften ist vermutlich z. T. auch die Ursache der Kurzsichtigkeit. F. Lenz[2]) sagt darüber: „Es ist zu vermuten, daß Brechungsanomalien des Auges auch durch Rassenmischung entstehen können. Eine bestimmte Hornhautkrümmung, die bei bestimmter Achsenlänge des Auges Normalsichtigkeit bedingt, kann bei dem Zusammentreffen mit

---

boren", vertraut mit Klima und Terrain, die im Notfall in den endlosen Eiswüsten die Retter der Expedition sein sollten. Aber welche Enttäuschung! Die Lappen waren bald so erschöpft, daß das ganze Gepäck nach und nach auf die Handschlitten der beiden nordischen Vikinger umgepackt werden mußte. Man erzählte sich damals sogar, daß Nansen und Sverdrup die Lappen selbst auf ihre Schlitten packen mußten.

[1]) „Es ist öfters demonstriert worden, daß diese Krankheit vielmal so häufig unter den Hybriden als unter den Reinrassigen vorkommt. Die Erklärung ergibt sich natürlicherweise von selbst, und mag auf der Tatsache beruhen, daß der Bastard das kleine Becken mit der engen Hüftgelenkspfanne (Acetabulum) der Lappen gleichzeitig mit dem großen Kopf des Oberschenkelknochens (caput femoris) der Norweger, der somit in dem kleinen acetabulum nicht genügend Platz findet, geerbt hat." (Bryn.)

[2]) Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre. 3. Aufl. S. 189.

einer größeren Achsenlänge leichte Kurzsichtigkeit zur Folge haben." Die Zeichnungen in Abb. 13 versuchen den Normalzustand bei Reinrassigen (mit langem

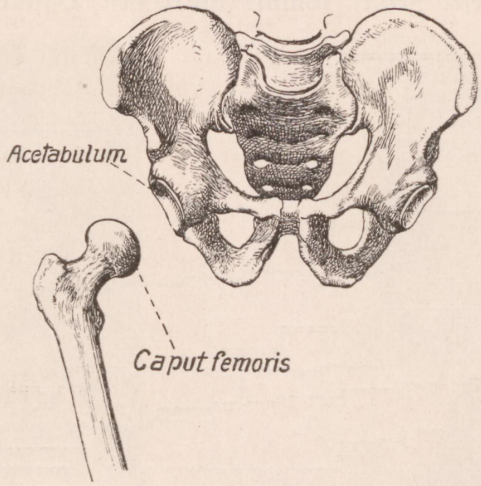
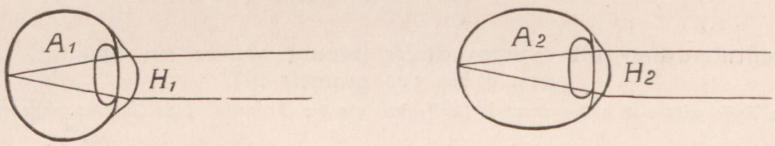


Abb. 12. Hüftgelenksanomalien durch Rassenkreuzung.
Luxatio coxae congenitae (angeborene Hüftgelenksverrenkung).

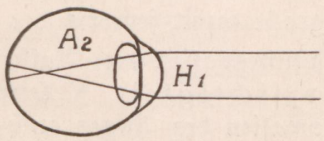
und kurzem Augapfel) und den gestörten zur Kurzsichtigkeit führenden Zustand bei Bastarden darzustellen.

Normalsichtig.



Harmonisches Verhältnis zwischen Hornhautkrümmung und Achsenlänge.

Kurzsichtig.



Disharmonisches Verhältnis zwischen Hornhautkrümmung und Achsenlänge.

Abb. 13. Rassenmischung und Brechungsanomalien des Auges.

Infolge Bastardierung auftretende Anomalien bei Tieren.

Die, wenn auch vorläufig unzulänglichen, Tierkreuzungsversuche, die wir in unserem Laboratorium vorgenommen haben, zeigen nun auch, daß gewisse neue Merkmalskombinationen vom Standpunkt der einen oder beider Elternrassen betrachtet, als Disharmonien charakterisiert werden müssen.

Der F_1 Bastard zwischen dem „Vädder" und dem „Weißen Smaalen" und dem „Blauen Bever"-Kaninchen, zeigt in den folgenden Generationen alle Variationen zwischen hängenden und stehenden Ohren, eine Anlage, die sich bei einigen Individuen sogar in der Weise manifestiert, daß das eine Ohr steht,

während das andere hängt. Unter mehr als 300 untersuchten Tieren in der F_3, F_4 und F_5-Generation waren kaum 2 ganz gleich in bezug auf Ohrenstellung.

Diese Abweichungen von der normalen Ohrenstellung sowohl der einen als auch der anderen der Elternrassen dürfen vom rassenzüchterischen Standpunkt aus ohne weiteres als Abnormitäten betrachtet werden. Trotzdem man den Einwand erheben kann, daß eine noch so asymmetrische Ohrenstellung für die Erhaltungsfähigkeit des Tieres keine Rolle spielen dürfte, — so spricht diese Abnormität als Symptom ein warnendes Wort. Es erweckt den Verdacht in uns, daß auch andre Organe oder Organteile des Bastard-Körpers Mißverhältnisse und Disharmonien in Größe und Funktionsfähigkeit aufweisen können, die, wenn sie auch nicht so augenfällig sind, doch von größerer Tragweite für den vitalen Habitus des Tieres sein dürften. (Fortsetzung folgt.)

Bauer, Krieger und nordische Rasse.[1])

Von Diplomlandwirt R. Walther Darré.

Bereits Ihering hatte erkannt, daß der Schlüssel zu fast allen Indogermanenfragen in ihren Wanderungen liegen müsse, d. h., daß eine Klarheit darüber, woher die Indogermanen stammen, und warum sie gewandert sind, auch eine Lösung über sie selbst bringen müsse. Ihm fiel auf, daß die Indogermanen sich niemals organisch ausbreiten; worunter er versteht, daß sie nie von einem bestimmten Mittelpunkt aus gewissermaßen lavaartig nach allen Richtungen abströmen. Sie verbreiten sich durchaus anders, als wir es im Abschnitt I und II für die Nomaden kennen lernten. Ihering betont, daß die Indogermanen sich nicht verbreiten, sondern auswandern. Er stellt ganz richtig fest, daß Auswanderung immer das Los von Völkern oder einzelnen Personen ist, denen die Heimat versagt, was sie nötig haben, denn „nur die Not gibt beiden den Wanderstab in die Hand". „Auswanderung des gesamten Volkes oder eines Teils desselben im Falle der Not ist eine allen indoeuropäischen Völkern ebenso geläufige wie allen anderen Völkern (Ihering meint die Semiten) fremder Gedanke" (Ihering). Diese Auswanderung bezeichnen die Patrizier mit Ver sacrum (heiliger Frühling).

Da uns über die Gebräuche beim Ver sacrum einige Überlieferungen erhalten geblieben sind, so ist natürlich, daß Ihering versuchte, vom Ver sacrum aus das Rätsel der indogermanischen Wanderungen zu lösen. — Was Ihering dann auf diesem Gebiet zusammenträgt, ist sehr beachtlich; allerdings gelingt ihm keine Lösung, weil ihm zu seiner Zeit (80 iger Jahre des v. Jahrh.) weder die heutige Rassenkenntnis zur Verfügung stand, noch sich schon der Gedanke durchgesetzt hatte, die Urheimat der Indogermanen im nördlichen Mitteleuropa zu suchen.

Zunächst stellte Ihering folgendes fest: „Der äußere Anlaß des Ver sacrum bildete in Rom die gemeine Not. Fest. Ep. Ver sacrum p. 379. magnis, periculis adducti ... so bleibt nur die Überfüllung des Lan-

[1]) Unter obigem Titel erscheint im Verlag J. F. Lehmann-München ein interessantes Werk, das für die Frage der Kultur der Indogermanen eine Menge neuer und wichtiger Gesichtspunkte bringt. Wir sind in der Lage, mit Genehmigung des Verfassers hier einen gekürzten Abschnitt aus dem IV. Kapitel wiederzugeben.

des übrig. Noch bis tief in die historische Zeit hinein greifen Kelten und Germanen zur Auswanderung, überall ist es der Ruf nach Land, den sie ertönen lassen, sie sind bereit, die Waffen niederzulegen, wenn ihnen diese ihre Forderung bewilligt wird[1])... Römer und Griechen verschafften sich durch Kolonisation Luft". — Wie wenig übrigens das Ver sacrum mit dem Auszug zu einem Eroberungskriege zusammenhängt, beweist u. a. der Umstand, daß die Jugend hierfür das 21. Lebensjahr erreicht haben mußte, während sie schon 17jährig heeresdienstpflichtig war.

Von den verschiedensten Untersuchungen Jherings über das Ver sacrum sei hier nur noch die folgende erwähnt, um nicht zu weit abzuschweifen. Er schließt aus den überlieferten Opfergebräuchen beim Ver sacrum auf eine umgelegte Steuer, die vom gesamten Volke für die ausziehenden Kolonisten erhoben wurde. Die Vorschriften für das Ver sacrum nennen nur das Vieh, aber nicht die mitziehenden Menschen. Jhering nimmt daher an, daß die Beteiligung am Ver sacrum an sich freiwillig war. Da aber die Verpflegung sichergestellt sein mußte, traf die Zurückbleibenden eine Steuer; Verfasser möchte allerdings hierbei eher vermuten, daß es sich nicht um eine Verpflegungsbeteiligung handelte, sondern um die Notwendigkeit, für die neue unbekannte Heimat alles das was für eine Siedlung notwendig ist, mitzunehmen; es wird darauf weiter unten näher eingegangen werden. „Selbst in Rom, trotz der inzwischen erfolgten reichen Ausbildung des Opferwesens, steht das beim Ver sacrum angeordnete Opfer ohnegleichen dar. Es gibt neben den Opfern, die den einzelnen (sacra privata) oder sämtlichen Bürgern (popularia) obliegen, auch solche, welche das gesamte Volk (publica) oder die Gentes (gentilicia) darzubringen haben, aber dies geschieht aus dem zu ihrer Verfügung stehenden Vermögen, nicht auf dem Wege einer zu dem Zweck erst ausgeschriebenen Steuer. — Der beim Ver sacrum eingeschlagene Weg steht mit der sonstigen Gestaltung des römischen Sakralwesens in so offenem Widerspruch, daß keine andere Erklärung übrig bleibt, als die von mir gegebene der Nachbildung eines Vorganges der Urzeit[1])... Dazu stimmt es, daß das Totenopfer des gesamten Volkes auf die vorletzte Woche des Februar entfällt (Feralien). Daran schließt sich ein heiteres Fest, die Caristia (darin sieht Jhering wohl mit Recht den Abschied von den Lebenden). Dann kam ein Abschiedsfest von den Nachbarn (terminalia)" (Jhering).

Mit diesen letzten Hinweisen stehen wir bereits an der merkwürdigsten Stelle aller Gebräuche beim Ver sacrum. Die Wanderung beginnt am 1. März und endigt spätestens am 31. Mai. Danach teilen die Patrizier auch das Jahr ein; offenbar in Erinnerung an jene Wanderzeit, die sie an den Tiber brachte; jedenfalls sprechen sie von der Wanderzeit (März bis Mai) und bezeichnen die übrige Zeit als Raſtzeit. Jhering gelingt der Versuch, einen natürlichen Sinn in diese Wanderzeiten hineinzulegen, nicht; er verzichtet auf eine Lösung, weil ihm die Innehaltung der Wanderzeit während der drei Monate März bis Mai unbegreiflich ist. — Ein Erklärungsversuch von landwirtschaftlichen Gesichtspunkten aus gestattet aber in den Überlieferungen über das Ver sacrum gerade an dieser Stelle den Hebel anzusetzen, um den Beweis zu erbringen, daß das ganze Ver sacrum der Patrizier ein echter Bauerntreck gewesen sein muß.

[1]) Die Hervorhebungen sind vom Verfasser.

Solange man an einem wandernden Hirtentum — falls man diesen verfänglichen Ausdruck beibehalten will (s. Abschnitt I) — der Indogermanen festhält, wird man in die überlieferte Wanderzeit März bis Mai keinen Sinn hineinbringen können. Hält man Mitteleuropa als Urheimat der Indogermanen fest, so ist nicht einzusehen, warum die indogermanischen Nomaden nicht lieber die Monate Mai bis September für ihre Wanderungen gewählt haben sollten. Jedem Frontsoldaten des vergangenen Weltkrieges wird es noch in lebhafter Erinnerung sein, daß sich ein Bewegungskrieg während der Sommermonate sehr viel angenehmer abspielte, als etwa im Spätherbst oder Winter, von den aufgeweichten Verhältnissen im Februar bis April ganz zu schweigen (Kaiserschlacht, März 1918!).

Geht man aber von der Annahme aus, daß ein Bauernvolk in Südschweden bzw. Niederdeutschland die Auswanderung beabsichtigte, oder aber, daß es einen Teil seiner jungen Mannschaft wegen Überbevölkerung aussenden mußte, so werden die überlieferten Wandermonate März bis Mai geradezu eine Selbstverständlichkeit. — Ein Bauerntreck — d. h. ein Zug mit Weib und Kind, mit Sack und Pack auswandernder Bauern — hat die Neigung, alles das auf die Wanderung mitzunehmen, was die Auswanderer aus der Vorstellungs- und Gedankenwelt in ihrer alten Heimat glauben auch in dem neuen unbekannten Zukunftsort nötig zu haben, um als Bauern leben zu können. Es ist z. B. bezeichnend, daß alle Besucher der deutschen Kolonie Blumenau in Brasilien, immer wieder verblüfft hervorheben, wie merkwürdig im brasilianischen Urwaldgelände die deutschen Bauernhäuser, Dorfanlagen und Dorfsitten wirken; der Bauer pflanzt eben seine altgewohnte Kultur einfach in die neue Heimat hinein. —

Es handelt sich hierbei um die natürlichste Angelegenheit von der Welt. Trotz heutiger glänzender Reisebeschreibungen, sowie der Möglichkeit, durch einwandfreie Bilder diese Schilderungen lebendig vor uns hinzustellen, gehört doch eine gewisse Schulung dazu, die Verhältnisse eines fremden Landes, wenn man dieses Land selber nicht kennt, richtig zu sehen. Dem weitaus größten Teil der Menschen ist es nicht gegeben, sich von der Vorstellungswelt der Heimat freizumachen und fremde Verhältnisse, ohne Kenntnis ihrer Wirklichkeit, richtig einzuschätzen; jeder Auslandsdeutsche wird wohl schon dementsprechende Erfahrungen gemacht haben, wenn er in die Heimat zurückkehrte. Aber auch die alten Frontsoldaten werden sich vielleicht noch jener Zeiten zu Anfang des Weltkrieges erinnern, wo unter den Liebesgaben oft auch der größte Unsinn an die Front geschickt wurde, bis die Heeresleitung eingriff und Richtlinien für Liebesgaben herausgab; den zurückbleibenden Volksgenossen war es eben einfach nicht möglich, sich in die Verhältnisse an der Front hineindenken zu können, obwohl genügend schriftliche, bildliche, mündliche Schilderungen im Umlauf darüber waren. Ehemalige Siedler unserer Kolonien werden sich auch noch mit einer gewissen Bitterkeit daran erinnern, wie verständnislos die Heimat oft den dringendsten Bedürfnissen der Kolonien gegenüberstand. Kurz und gut, die gedanklichen Vorstellungen eines Menschen kreisen innerhalb seiner Erlebniswelt, und wer nie aus seinen vier Wänden hinausgekommen ist, wird auch immer mit seinen Gedanken innerhalb der Gesetze und Notwendigkeiten dieser vier Wände haften bleiben. Das ist eine ziemlich selbstverständliche Tatsache, und die wenigen Geister, auf die das nicht zutrifft, gehören zu den Ausnahmen; die Engländer berücksichtigen diesen Umstand z. B. sehr weitgehend bei der Erziehung ihrer

Jugend. Nun bedenke man jene vorgeschichtlichen Zeiten, wo kein Mensch sich ohne Gefahr für Leib und Seele außerhalb der Gemeinschaft seines Volkes aufhalten konnte; größere Reisen einzelner Personen waren also kaum möglich. Man wird verstehen, daß ein Bauernvolk jener Zeit sich die neue Heimat genau so vorstellte, wie die altgewohnte; daher wird es auch alles das aus der alten Heimat mitgenommen haben, was ihm für die neue wichtig und notwendig erschien. — Nomaden sind dagegen grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, daß ein gewisser Gepäckmangel bei ihnen zu beobachten ist.

Ein Bauerntreck kann nun nicht einfach auf Eroberung ausziehen, sondern muß seine Wanderung nach gewissen gegebenen erdräumlichen Bedingungen einrichten. Zunächst kommt für ihn in Frage, daß er durch das viele mitgeführte Gepäck, d. h. den Troß, an gewisse Straßen gebunden bleibt; diese Straßen braucht man sich nicht im heutigen Sinne vorzustellen; wohl aber weist jedes Gelände einem Fuhrpark immer nur ein verhältnismäßig enges Überschreitungsgebiet zu. Weiterhin wird ein Bauerntreck immer vor der Wahl stehen, sich entweder durch feindliches Gebiet durchschlagen zu müssen — wofür die Wagenburgen der Indogermanen ganz ausgezeichnete Hinweise sind — oder aber gegen Abgaben einen freien Durchzug gewährt zu bekommen; auch letztes können wir geschichtlich bei Kelten bereits eindeutig nachweisen, und bei dem Bauerntreck der Kimbern und Teutonen haben wir ja den geschichtlichen Beweis dafür. Da nun ein Bauerntreck aber verhältnismäßig schwer zu verpflegen ist — auch hierfür könnte das Schrifttum der neueren Kolonialgeschichte hervorragende Belege liefern — so bleibt ihm eigentlich gar nichts anderes übrig, als etappenweise zu wandern; er legt an jedem Etappenort eine längere Rast ein, die es ihm gestattet, durch einsömmerigen Ackerbau den Getreidebedarf für den folgenden Winter sicherzustellen. Auch in dieser Beziehung liefert der Zug der Kimbern und Teutonen ganz eindeutige Beweise.

Betrachtet man un daraufhin die Zeiten, die einem Bauernvolk im nördlichen Mitteleuropa, im besonderen in Schweden, als geeignetste Wanderzeit vorkommen muß, so ergibt sich folgende Überlegung. Der eigentliche Winter fällt aus. Man kann im Winter bei Eis und Schnee schlecht mit einem Bauerntreck vorwärts kommen. Solange z. B. die Söldnerheere der deutschen Geschichte ihren Troß immer mit sich führten, fielen die Winterfeldzüge fast immer aus und es wurden Winterlager bezogen. Erst die neuere Kriegsgeschichte und die Umstellung des Berufsheeres auf ein Volksheer ohne mitgeführten Troß hat die Winterfeldzüge ermöglicht. Mancher Frontsoldat wird sich aber die Schwierigkeiten einer solchen Wanderung im Winter mit Wagen und Gespannen — vor allen Dingen, wenn die feste Landstraße ausfällt, — noch sehr handgreiflich vor Augen führen können. Dazu kommt noch, daß eine Winterwanderung eine sehr viel härtere Anforderung an die Kräfte von Mensch und Tier stellt und dementsprechend auch ganz andere Verpflegungsschwierigkeiten bereitet, als eine Wanderung in wärmeren Jahreszeiten. — Für Schweden darf man nun den eigentlichen Winter in die Monate September bis Februar (einschließlich) verlegen; diese Monate fallen also für einen Bauerntreck bereits aus. Wir hatten uns aber auch überlegt, daß ein solcher Bauerntreck unterwegs gezwungen ist, einen Halt einzulegen, in dem gesät und geerntet werden soll. Die Ernte fällt für Schweden in die Zeit des ausklingenden August. *Mithin muß ein solcher Zug in der Vorstellungswelt eines schwedischen Bauern seine Wanderung so rechtzeitig beenden, daß*

das ausgeſäte Getreide noch bis Ende Auguſt reif wird. Es gibt nun keine mitteleuropäiſche Getreideart, die weniger als drei Monate zum Wachſen braucht. Wer alſo Ende Auguſt ernten will, muß wohl oder übel bis ſpäteſtens Anfang Juni geſät haben. Da nach dieſer Überlegung die Monate Juni—Auguſt für die eigentliche Tätigkeit in Frage kommen, der Winter aber bereits von Ende September bis Februar (einſchließlich) zu rechnen iſt, ſo bleiben nur die Monate März bis Mai zur eigentlichen Wanderung übrig. Damit erhalten wir haargenau die für das Ver sacrum überlieferte Wanderzeit.

Ein Landwirt wird dem Verfaſſer vielleicht noch einwenden, welche Brotfrucht für die kurze Wachstumszeit Juni-Auguſt in Frage kommen ſoll, da doch das meiſte Sommergetreide ſehr viel mehr Zeit beanſprucht. Der Einwand iſt berechtigt; dafür iſt aber auch die Löſung dieſer Frage beſonders aufſchlußreich. Es kommt nämlich zunächſt nur eine einzige Getreideart in Frage und zwar die kleine vierzeilige Gerſte, die 70 bis 80 Tage zur Reife braucht; man könnte ja auch an den Buchweizen denken, der die gleiche Reifezeit benötigt, aber der Buchweizen ſoll urſprünglich europafremd ſein und kommt daher hier nicht in Frage. Die genannte Gerſte kann wegen ihrer kurzen Wachstumszeit im kurzen nordiſchen Sommer oft noch als einziges Getreide angebaut werden. Am Nordkap kommt ſie bis unterm 70. Grad nördlicher Breite vor. In nördlichen Ländern bildet ſie daher die Hauptbrotfrucht und heißt dementſprechend in Schweden auch Korn ſchlechthin. Die Gerſte iſt den Griechen und Römern nachweislich bekannt geweſen. Welche Rolle in dieſen Dingen der von Jhering erwähnten Spelt der Patrizier ſpielt, wagt Verfaſſer noch nicht zu entſcheiden, möchte aber doch betonen, daß ſich Spelt und Gerſte nicht aufzuheben brauchen; es gibt verſchiedene Möglichkeiten, um beide Getreidearten zwanglos bei einem Volk zu vereinigen, worauf aber hier nicht näher eingegangen werden kann.

Es iſt für unſere Unterſuchung ſehr weſentlich, daß Schrader feſtſtellt, in der älteſten Zeit des indogermaniſchen Zuſammenlebens könne ein gewiſſer Ackerbau neben Viehzucht nie ganz gefehlt haben. Die Wortübereinſtimmungen ſeien dafür ſo ſchlagend, daß eine einheitliche ruhige Entwicklung vorgelegen haben muß. Mit unſerer Überlegung, daß der Mangel einer Bezeichnung für den Herbſt, und die für das römiſche Ver sacrum übermittelte Wanderzeit, die Urheimat der Jndogermanen aus ackerbaulichen und wetterkundlichen Gründen ziemlich eindeutig nach Schweden weiſt, würde ſich dieſe Feſtſtellung von Schrader gut decken. Da wir nun im Abſchnitt I bereits feſtgeſtellt haben, daß die Sitte der Patrizier, bei der Eheſchließung einen Eber zu opfern, der mit dem Steinbeil (Silex) getötet ſein mußte, die Patrizier eindeutig als ſteinzeitliche Siedler ausweiſt, da Schrader auch weiterhin feſtſtellt, daß in ganz Nord- und Oſteuropa während der jüngeren Steinzeit Ackerbau getrieben worden iſt, ſo werden wir unter Berückſichtigung dieſer Tatſachen, ſowie im Hinblick auf unſere Ausführungen über das Ver sacrum der Patrizier und der mangelnden Bezeichnung für den Herbſt bei allen Jndogermanen, letzte ganz einwandfrei mit den ſteinzeitlichen Ackerbauern im nördlichen Mitteleuropa (Schweden!) in unmittelbare Verbindung bringen dürfen.

Auf dieſe Weiſe gelangen wir zu der vielleicht zunächſt überraſchenden Überlegung, daß ſich auch die Jndogermanen ganz eindeutig in die Erſcheinung der germaniſchen Bauernbewegungen innerhalb der deutſchen Geſchichte eingliedern laſſen; im Abſchnitt II haben wir letzte näher geſchildert. So erhalten

wir einen ganz lückenlosen Zusammenhang, der sich von der Steinzeit über die Indogermanen und Germanen, sowie über die germanischen Bauernbewegungen der deutschen Geschichte, bis in unsere Zeit hineinzieht. *Volk ohne Raum scheint das Urproblem aller Geschichte zu sein, seit ein indogermanisches Bauerntum im nördlichen Mitteleuropa besteht.*

Unklar sind vorläufig vielleicht nur die Gründe, die zur eigentlichen germanischen Völkerwanderung geführt haben, denn die Zahl der zu dieser Zeit in Bewegung geratenen Völker übertrifft offenbar bei weitem alle früheren indogermanischen Auswanderungen. Einfache Eroberungslust kann es aber auch nicht gewesen sein, denn sonst wäre z. B. Ariovist am Rheine von Anfang an anders aufgetreten und hätte mindestens nicht Ackerland verlangt. Selbst die so gerne für den „nordischen Angriff“ [1]) verantwortlich gemachten Normannenstürme können nach den neueren Untersuchungen des Schweden *Almquist* [2]) nicht mehr ohne weiteres dafür verwandt werden. Almquist hat es durchaus wahrscheinlich gemacht, daß es sich bei den Normannen lediglich um riesige Rachefeldzüge handelte, die für die grausamen Bekehrungsarten an den Sachsen und für die Niederwerfung des Wotankults Vergeltung übten; erst mit dem Zusammenbruch des Frankenreiches konnte ja der eigentliche Normanneneinbruch seinen Anfang nehmen, mußte dann allerdings als eine Woge das Land überfluten.

Verfasser hat bereits erwähnt, daß wir Süd- und Mittelschweden mehr als Richtungspunkt bzw. als erdräumlichen Festlegepunkt für die Urheimat der Indogermanen zu betrachten haben, weniger dagegen als unbedingte Tatsache. Auch werden wir uns hüten müssen, wieder eine schematische Wellentheorie anzunehmen. Der Umstand, daß alle Indogermanen von einem verhältnismäßig sehr kleinen Gebiet ausgegangen sind, beweist ja noch nicht, daß sie alle ohne Unterbrechung in einem Zuge an den Ort gelangten, wo wir sie mit beginnendem Lichte der Geschichte antreffen. Am allerwenigsten darf man sich die Sache als fortdauernde lavaartige Überspülung der vorhergegangenen Abwanderungen vorstellen. Mögen sich auch die Abwanderungen aus der Urheimat schichtweise gelöst haben, so hat man sich doch die weiteren Wanderungen mehr im Sinne einzelner Rinnsale vorzustellen, die den erdräumlichen Möglichkeiten folgten. Am Endpunkt der Wanderung braucht man auch nicht an eine Überschichtung des Vorhergegangenen zu denken; man wird sich oftmals eher eine mosaikartige Durcheinanderschiebung vorstellen dürfen. Auch ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß jede Festsetzung im Laufe der Geschlechterfolgen wieder eine Auswanderung eines Teiles ihrer Bewohner zwang; auf diese Weise bildeten sich indogermanische Tochterherde; darunter würde z. B. die kolonisatorische Tätigkeit der Griechen und Römer im Mittelmeerbecken fallen. Bei solchen Überlegungen ist es von vornherein unmöglich anzunehmen, daß man nun bei allen Indogermanen die *gleichen* ackerbaulichen Verhältnisse antreffen muß. Nicht nur führte jede spätere Abwanderung aus der Urheimat notwendigerweise eine etwas vervollkommnetere Ackerbautechnik mit, sondern auch die natürlichen Verhältnisse der neuen Heimat erzwangen durch ihre wetter- und erdkundlichen Verschiedenheiten untereinander, eine abgeänderte Betriebsweise für die bekannten und mitgebrachten Ackerbauformen. Wird dann

[1]) *Clauß*, Rasse und Seele, München 1925.

[2]) *Almquist*, Die Nordische Rasse beim Untergang des Wotankults, Heft 4, Band 19, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.

eine ſolche neue Heimat auch noch zu einem indogermaniſchen Tochterherd, ſo muß das daraus abwandernde Jungvolk ganz natürlicherweiſe die altindogermaniſchen Ackerbauformen in abgeänderter Form mitführen; dieſe Abwanderung läßt gewiſſermaßen eine entwicklungsgeſchichtliche Abbiegung des alten Ackerbauſtils erkennen. Auf dieſe Möglichkeit iſt Verfaſſer urſprünglich durch haustiergeſchichtliche Überlieferungen hingelenkt worden, da anders die widerſpruchsvolle Haustierwelt mancher altgeſchichtlicher indogermaniſcher Völker ſich ſonſt nicht erklären läßt. Man hat z. B. oftmals das Gefühl, als ob brauchbare Haustierraſſen der neuen Heimatgebiete in dem alten Haustierbeſtand übernommen werden. Offenbar wagte man aber nicht dieſe neuen Haustiere als Opfertiere für die alten Götter zu verwenden. Auf dieſe Dinge näher einzugehen, wäre eine Arbeit für ſich und es kann hier nur andeutungsweiſe darauf hingewieſen werden.

Etwas ähnliches vermutet auch Schrader. Er hebt ausdrücklich hervor, daß trotz der einheitlichen Wurzel aller ackerbaulichen Bezeichnungen, die Begriffe in ihrer weiteren Entwicklung doch oftmals eine Verſchiebung in der Bedeutung erkennen laſſen. Schrader nimmt an, daß durch die Verſchiedenheit der erdräumlichen und wetterkundlichen Bedingungen einmal dieſe, einmal jene Ausdrücke weiterentwickelt wurden, während andere dafür entſprechend verkümmerten. Die Richtigkeit dieſer Schraderſchen Annahme — die für einen landwirtſchaftlich geſchulten Menſchen eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt — ließe ſich aus der Geſchichte der deutſchen Schweinezucht beweiſen. Hoeſch[1]) weiſt z. B. darauf hin, daß bei den Germanen die Schweinezucht eine führende Rolle in der Tierzucht einnahm. Dementſprechend findet ſich bei den Germanen auch eine Feinheit und Durchbildung der hierfür notwendigen Fachausdrücke, die heute nur Bewunderung auslöſen kann. Jene germaniſche Schweinezucht war auf der Ausnutzung der Waldweide (Buchen und Eichen) aufgebaut. Als in Deutſchland im Mittelalter und in der Neuzeit die Entwaldung begann, ging notwendigerweiſe auch die deutſche Schweinezucht zurück, bis ſie ſchließlich am Ende des 18. Jahrhunderts zur Bedeutungsloſigkeit herabſank. Bei dieſem Vorgang verlor auch unſere Schweinezucht alle feinen Fachausdrücke der Germanen für dieſe Dinge. Heute, nachdem das Schwein ſich wieder dadurch eine Stellung in der deutſchen Volkswirtſchaft errungen hat, daß es als Abfallverwerter induſtrieller Erzeugniſſe eine Rolle ſpielt, können wir Tierzüchter nur den Verluſt des alten deutſchen Sprachgutes auf dem Gebiete der Schweinezucht bedauern.

Wenn Schrader (Reallexikon) feſtſtellt, daß der Ackerbau bei den Indogermanen als erwieſen betrachtet werden muß, ſo können wir ihm auf Grund unſerer rein landwirtſchaftlichen Überlegungen darin zuſtimmen. Wir wundern uns jetzt auch nicht, wenn Schrader — um einmal ein Beiſpiel herauszugreifen — für die nordpontiſchen Skythen, die man ja noch am eheſten für Nomaden anſehen könnte, den Anbau von Zwiebeln, Bohnen, Knoblauch, Hirſe und Weizen hervorhebt; (erwähnt bei Herodot, IV, 17).

In dieſem Zuſammenhang mögen aber auch einige Gedanken Iherings Erwähnung finden, die nicht der Vergeſſenheit anheimzufallen brauchen. Der Begriff des Sklaven iſt den Indogermanen urſprünglich fremd geweſen. Sie kannten nur den Hörigen. — Der Ausdruck hörig hängt mit gehorchen zuſammen und bezeichnet zunächſt nur ein Abhängigkeitsverhältnis. Aus dieſem Grunde beſitzt der Hörige bei den Indogermanen

[1]) Hoeſch, Die Schweinezucht, Hannover 1911.

auch immer seinen eigenen Haushalt; er ist auch nur einer beschränkten Leistungspflicht unterworfen. (Klient bei Römern, Heloten und Periöken bei Griechen.) Im Begriff des Sklaven — obwohl das Wort germanischen Ursprungs ist und mit Slaven zusammenhängt — liegt aber die Vorstellung der aufgehobenen Persönlichkeit eingeschlossen. Der Sklave ist unpersönliche Sache, ist Ware. — Europa hat den Begriff des Sklaven erst durch Asien und den Orient kennen gelernt; geschichtlich zunächst erst einmal durch den Orient. Da der Sklave bei allen kriegerischen Nomaden ein geschätztes Beutestück ist und oftmals der wesentlichste Antrieb zu einem Kriegszuge, so dürfen wir wohl vermuten, daß die Welt den Sklavenbegriff erst durch die Nomaden erhalten hat.

Ihering macht nun darauf aufmerksam, daß auch unser Begriff Sonntag dem Indogermanentum an sich ganz fremd gewesen ist. Bei den Germanen stieß die Einführung des Sonntags durch das Christentum auf den heftigsten Widerstand. Tatsächlich mußte auch der Sonntag, als ein Tag der unbedingten Arbeitsruhe, den Germanen fremd sein; wir werden gleich sehen, warum sich der Germane gegen eine vorgeschriebene Ruhezeit wehrte. Der Sonntag, als Tag der Arbeitsruhe, ist jüdischen Ursprungs und geht auf den jüdischen Sabbath zurück. Den Sabbath haben aber auch die Juden erst entlehnt. Nach Ihering geht er auf das assyrische sabbattu = Ruhe, Feier, zurück, ist also babylonischen Ursprungs. An diese Feststellung knüpft Ihering nun eine sehr geistvolle Überlegung. Jeder Ruhetag hat notwendigerweise die Arbeit zur Voraussetzung. Der Begriff Arbeit kann aber zwei grundsätzlich verschiedene Vorstellungen auslösen, und zwar je nachdem, ob eine Arbeit aus freiem Antrieb geschieht, oder aus Zwang. Man kann es auch so ausdrücken: Nicht die Arbeit an sich hebt letzten Endes die Freiheit auf, sondern nur der Zwang zur Arbeit fesselt die persönliche Freiheit. Ein Sklave muß arbeiten, während sich der Freie die Art und Weise seiner Arbeit bzw. seiner Tätigkeit selber erwählen kann. — Bei einem freien Bauern richtet sich nun die Verteilung der Arbeits- und Ruhezeit nach den Notwendigkeiten seiner Landwirtschaft. Der Bauer arbeitet, wenn die Verhältnisse es erfordern und feiert dann, wenn ein Grund zum Feiern vorhanden ist. Er teilt seine Feiern und Feste nach den Bedingungen der Jahreszeiten ein. Aber die unbedingte und mechanisch alle 7 Tage einsetzende Sonntagsruhe hat für ihn im Grunde genommen keinen Sinn; die eingehaltene Sonntagsruhe bringt den Bauern gegebenenfalls um eine Ernte. Aus diesen ganz natürlichen Gründen besitzen die bäuerlichen Indogermanen auch keinen Sonntagsbegriff im Sinne eines Tages der unbedingten Arbeitsruhe. Sie haben nur Feiern und Feste, die sich im Rahmen eines landwirtschaftlichen Denkens bewegen und meistens mit den Wetterverhältnissen einer Gegend zusammenhängen. — Daher berechnen die Indogermanen auch den Tag nach Aufgang und Niedergang der Sonne, denn die Arbeit des Landmannes richtet sich nach diesen Umständen. Mit einer Stundeneinteilung des Tages kann der Bauer auch eigentlich nichts anfangen. Unsere ländliche Bevölkerung rechnet noch heute ihre Tageszeiten nach den Bedingungen ihrer bäuerlichen Arbeit; Frühstück, Mittag, Vesper, Abendbrot sind die ganz natürlichen Atempausen dieser Arbeit. Das landwirtschaftliche Flächenmaß Morgen führt sich ursprünglich auf die Fläche zurück, die ein Bauer an einem Morgen, d. h. Vormittag oder halben Tag umpflügen bzw. abmähen konnte. Der Morgen ist dementsprechend in Deutschland auch keine unbedingte Größe, sondern landschaftlich verschieden groß, weswegen man sich

heute auf die Bezeichnung 1/4 Hektar geeinigt hat. In Bayern spricht man nicht von Morgen, sondern von Tagwerk, um die Größe einer Fläche zu kennzeichnen, was noch deutlicher auf den Zusammenhang von Arbeit und Zeit hinweist. Allen diesen Begriffen ist eben die bäuerliche Vorstellung gemeinsam, daß sich die Zeiteinteilung nach der bäuerlichen Arbeit zu richten hat; und nicht etwa umgekehrt, wie es eine mechanische anorganische Zeiteinteilung eigentlich voraussetzt (8-Stundentag!).

Nun verdanken wir aber den Babyloniern die Einteilung des Tages in genau gleiche Hälften, d. h. in Tag und Nacht; jede der beiden Hälften ist außerdem wieder in genau 12 Stunden eingeteilt. Die Indogermanen berechneten dagegen — wie wir schon erwähnten — den Tag nach Aufgang und Niedergang der Sonne. „So auch die alten Römer zur Zeit der 12 Tafeln, welche den Gerichtstag mit Sonnenuntergang zu Ende gehen ließ (sol occasus suprema tempestas esto)" (Jhering).

Jhering weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß wir in den babylonischen Reichen nachweislich eine ausgesprochene Sklavenwirtschaft bzw. Sklavenverwendung kennen. Es bleibe einmal dahingestellt, warum und weshalb sich gerade im Zweistromland — wie übrigens auch in Ägypten — die Verwendung von Sklaven derartig ausbreiten konnte. Tatsache ist allerdings, daß jene Länder nur durch eine sehr durchdachte Sklavenverwendung kulturell zu erschließen waren; auf jeden Fall hat der Charakter des Landes eine sehr entwickelte Fronarbeit ausgebildet. Jhering hat nun den einleuchtenden Gedanken, daß dieser von jeder landwirtschaftlichen, d. h. natürlichen organischen Grundlage losgelösten Arbeitsplan einer babylonischen Sklavenverwendung, aus gesundheitlichen Gründen eine wirtschaftliche Einteilung der Arbeitskräfte erzwang. Andernfalls schnitten sich die Sklavenhalter durch eine vorzeitige Erschöpfung ihrer Arbeitskräfte selber in das Fleisch. Jhering führt die 6-Zahl der Arbeitstage darauf zurück, daß der Mensch bei mechanischer Arbeit nicht 9 oder 12 Tage hintereinander arbeiten kann, drei Tage wiederum zu wenig sind. „So war also der Ruhetag bei den Babyloniern lediglich eine sozialpolitische Einrichtung, deren ganze Bedeutung aufging in Einstellung der Arbeit am siebenten Tage zum Zwecke der Erholung von den Anstrengungen der 6 Arbeitstage. Dem Gebote der Einstellung der Arbeit an gewissen Tagen begegnen wir auch bei anderen Völkern. Bei Griechen und Römern mußte die Arbeit an öffentlichen Fest- und Feiertagen unterbleiben, aber nicht um des Arbeiters willen, sondern aus Rücksicht auf das religiöse Gefühl. Dem Arbeiter um seiner selbst willen einen periodischen Ruhetag vorzuschreiben, ist keinem der beiden Völker, wie überhaupt keinem anderen Volk des Altertums außer den Babyloniern, den Ägyptern und Juden, die ihn von ihnen entlehnten, in den Sinn gekommen..... Dem bisherigen nach würde die ganze babylonische Zeiteinteilung sich auf einen einzigen Gedanken zurückführen lassen: Organisation der Fronarbeit bei den öffentlichen Bauten von Staats wegen.... Der Gedanke eines gleichen Maßes für Tag und Nacht ist also eine durch und durch bürgerliche Einrichtung und nicht minder ist es die Verlegung des Anfangs beider auf 6 Uhr morgens und abends, statt des astronomisch allein korrekten, auf Mittag und Mitternacht.... Die babylonische Zeitmessung war gemünzt auf die Arbeit, auf die des Fronarbeiters, für den der Staat denken mußte.... Jedenfalls gebührt den Babyloniern das Verdienst, das schwierige Problem von Zeit und Raum in ein fest meßbares

Verhältnis zueinander zu bringen, zuerst in der Geschichte gelöst zu haben." (Jhering.)

Wenn wir auf diese Weise auch immer wieder feststellen müssen, daß die Indogermanen ursprünglich Bauern waren und ihnen aus diesen Gründen daher auch die Auspressung der menschlichen Arbeitskraft zunächst ganz fremd ist, so erhebt sich doch langsam die Frage, ob man dieses Bauerntum der Indogermanen mit ihren tatsächlichen Eroberungszügen vereinigen kann; letzte lassen sich doch archäologisch und geschichtlich klar und deutlich verfolgen. Verfasser glaubt, daß hierbei gar keine Widersprüche vereinigt zu werden brauchen, dagegen das eine durch das andere bedingt wird.

Zur Beantwortung dieser Frage empfiehlt es sich zunächst, erst einmal das Gepäck kriegerischer Hirten oder sonstiger Nomaden kennen zu lernen. Man darf vielleicht sagen, daß bei Nomaden das ganze Gepäck — mit Ausnahme der Waffen — aus organischem Stoff gebildet und in seiner Menge beschränkt ist. Von diesen Tatsachen kann man sich noch heute bei jedem Nomadenvolk überzeugen, welches unter ursprünglichen Verhältnissen lebt. Die früh- oder vorgeschichtliche Wanderung eines Nomadenvolkes dürfte sich archäologisch überhaupt nicht nachweisen lassen. Es müßte schon ein sehr glücklicher Zufall mitspielen, um etwas von solchem organischem Stoff durch die Jahrtausende hindurch unverwittert zu erhalten. Das einzige, was man erwarten könnte, sind vielleicht menschliche Skelette, Waffen und Geräte, soweit letzte aus anorganischem Stoff (Stein!), gefertigt wurden. Da sich aber Nomaden sehr selten für längere Zeit an einem Ort aufhalten, so dürfte man diese Überreste noch nicht einmal zahlreich an einem Ort zusammen vorfinden; eher dürfte es sich dann um Funde handeln, die wie hingestreut über Strecken oder Flächen erscheinen.

Die Landnahme eines Bauerntrecks muß sich archäologisch aber anders ausweisen. Wenn Bauern von einem neuen Land Besitz ergreifen, so drängen sie die vorher gewesene Bevölkerung einfach zur Seite; sie unterwerfen diese nicht immer. Bauern pflanzen ihre mitgebrachte Kultur ganz rücksichtslos in das eroberte Gebiet hinein. Dadurch entsteht archäologisch eine ganz kraß sich auswirkende Überschichtung des Vorhergegangenen. Die alte und die neue Kulturschicht überschieben sich dann wie das Hangende und das Liegende in der geologischen Schichtung. Man braucht nur einmal die bäuerliche Besitzergreifung der Vereinigten Staaten oder Südafrikas daraufhin zu untersuchen. Dort läßt sich feststellen, daß das germanische Bauerntum wie abgeschnitten die vorhergegangene Indianer- bzw. Kaffernkultur beendet. Ein Archäologe, der nach Jahrtausenden diese germanische Besiedlungsgeschichte von den Vereinigten Staaten und Südafrikas bearbeiten würde, müßte, vorausgesetzt er geht mit heutigen Vorstellungen an seine Arbeit heran, auf den Gedanken kommen, es sei ein „herrenmäßige, kriegerische" Eroberung vor sich gegangen. In Wirklichkeit kann man aber echte herrenmäßige, kriegerische, also unbäuerliche Eroberungen, archäologisch wohl überhaupt nur mittelbar nachweisen, doch niemals unmittelbar. Das wird z. B. sehr schnell verständlich, wenn man die Stellung der angelsächsischen Kultur der Vereinigten Staaten mit der in Indien vergleicht. Nach Amerika brachte der Engländer sein Bauerntum und errichtete dortselbst einen echten angelsächsischen Ableger, der archäologisch immer nachweisbar bleiben wird. In Indien trat der Engländer aber von Anfang nur als Eroberer und Herr auf. Von einer angelsächsischen Überschichtung Indiens dürfte im archäologischen Sinne

kaum gesprochen werden können, und noch mehr würden alle Archäologen in Verlegenheit geraten, wenn man von ihnen verlangte, daß sie — allein auf Ausgrabungen angewiesen — den Zeitpunkt der englischen Eroberung Indiens bestimmen sollten. Letzteres ließe sich archäologisch überhaupt nur mittelbar feststellen, sei es durch die Nachweisung einer englischen Abbiegung des indischen Stils, sei es durch englische Kulturherde, die in der indischen Kultur als indienfremd nachzuweisen sind. Noch deutlicher wird diese Frage, wenn man z. B. an die heutige Rheinlandbesetzung denkt, die ja auf echter kriegerischer Eroberung beruht; archäologisch ließe sich diese wohl so gut wie gar nicht feststellen.

Der Nomade läßt sich in der Spatenwissenschaft also wohl überhaupt nicht oder nur dort mit Sicherheit nachweisen, wo er alles zerstört, ohne etwas neues an die Stelle zu setzen, also Wüsten oder Steppen hinterläßt. Andernfalls wird man ihn lediglich *an der Abbiegung des vorhandenen Stils erkennen*. Man denke an die *Hagia Sophia* in Konstantinopel, die ursprünglich eine christliche Kirche war und jetzt Moschee ist. Ein anderes Beispiel ist die im Jahre 1132 in Palermo erbaute *San Giovanni degli Eremiti*, eine mit fünf Kuppeln im byzantinischen Stil erbaute Kirche, deren Spitzbogen aber sarazenisch beeinflußt sind; ähnliche Beispiele wird jeder Kulturgeschichtsforscher in Spanien aus der Zeit der Maurenherrschaft in großer Anzahl nachzuweisen vermögen.

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß die archäologisch immer als krasse Überschichtung der vorher dagewesenen Kulturen sich ausweisende indogermanische Eroberung, in Wirklichkeit nur ein Beweis *für die bäuerliche* Besitzergreifung des betr. Landes ist.

Aber noch eine Überlegung dürfen wir nunmehr anstellen, nachdem wir die Indogermanenwanderungen mit Sicherheit als Bauerntrecks erkannt haben. Diese Überlegung kann gegebenenfalls für die ganze Vorgeschichtsforschung eine grundlegende Bedeutung erhalten. Wir sahen bereits im zweiten Abschnitt, daß die Blickrichtung der Nomaden immer auf unverbrauchte Kultur gerichtet ist. Der Nomade kennt keine eigentlichen erdräumlichen Hindernisse, sei es ein Gebirge, sei es ein Fluß, um das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Er hat ja kaum Gepäck, wenigstens legt er keinen übertriebenen Wert darauf, und kann sich daher im wahrsten Sinne des Wortes überall durchwinden. Ein nomadischer Raubzug ähnelt daher immer sehr einem Heuschreckenschwarm, der sich über ein Land ergießt und alles kahl frißt.

An ganz andere Gesetze ist ein Bauerntreck gebunden. Das mitgeführte umständliche Gepäck zwingt dazu, sich an bestimmte Straßen zu halten; die Gebirge und Flußläufe lassen sich nur an besonderen Stellen überschreiten, so daß sich gewisse Wanderwege für die Indogermanen mit der Zeit herausarbeiten mußten. Man nehme einmal eine Landkarte von Europa und Asien zur Hand und stelle sich selbst folgende Aufgabe: angenommen, ein Bauerntreck in Niederdeutschland, im Oder- und Weichselgebiet, beabsichtigt auf dem Landwege nach Süden zu wandern. Welche Wege kann oder muß er einschlagen, und wo könnte er endigen? — Sehr bald wird man feststellen, daß man ganz von selbst auf Wege gerät, die mit den alten indogermanischen Wanderstraßen übereinstimmen. So läßt sich — natürlich ganz oberflächlich — sagen, daß der Verfolg der *Oder* in die Donauniederung führt, von wo aus dann der Balkan offen steht; dagegen ist auf diesem Wege die italienische Halbinsel nicht ohne weiteres gegeben. Verfolgt man aber die *Weichsel*, so stößt man zunächst an die Karpathen und gelangt mit dem Dnjestr weiterziehend an das Schwarze Meer. Hier kann man entweder, nach

Süden zu, über die Donau setzen und weiter auf den Balkan gelangen, oder aber in östlicher Richtung am Nordrand des Schwarzen Meeres weiterwandern. Im letzten Fall kann man entweder den Versuch wagen, den Kaukasus zu übersteigen und weiter durch Armenien und Kurdistan das Zweistromland erreichen, oder aber in östlicher Richtung durch die Niederung zwischen dem Uralgebirge und dem Kaspischen See nach Asien eindringen. Jetzt steht einem solchen Bauernzug Indien offen, aber ebenfalls — und das ist wichtig — wiederum das Zweistromland, wenn es auch nur auf sehr umständliche Weise zu erreichen ist. Dieser Einbruch würde im Zweistromland aber aus nordöstlicher Richtung kommen und auf diese Tatsache besonders hinzuweisen, hält der Verfasser für sehr notwendig. Es ergibt sich so aus ganz einfachen erkundlichen Überlegungen die Feststellung, daß es für einen Treck nordischer Bauern viel natürlicher ist, das Zweistromland aus der Richtung des Kaukasus oder der turanischen Tiefebene zu erreichen, als über Kleinasien; die Dardanellen und der Bosporus müssen für einen solchen Zug ein ziemlich unüberwindliches Hindernis gewesen sein.

Niemals haben Nomaden es nötig, sich an diese Wanderwege zu halten. Bei den Hunnen können wir das — allerdings in umgekehrter Richtung — genau beweisen. — So verrät uns auch die Landkarte, daß die Indogermanen als Bauerntreck gewandert sein müssen.

Um sich für diese Wanderungen klare Zeitbegriffe über die Dauer einer solchen Reise zu verschaffen, ist es ganz gut, folgende Überlegung anzustellen. Während die Hunnen z. B. in ganz unglaublich kurzer Zeit von Ost nach West brausen, die Araber mit noch viel größerer Geschwindigkeit ungeheure Strecken in Afrika zurücklegen, ziehen die nordischen Wellen offenbar mit einer Gemächlichkeit dahin, die, bereits an der Zeitdauer der Kreuzzüge im Mittelalter gemessen, auffallend langsam ist und nur durch die Annahme eines schwerfälligen Bauerntrecks verständlich wird. Es ist gut, sich bei solchen Fragen zu vergegenwärtigen, daß manche deutsche Batterie und manche deutsche Eskadron im Weltkriege auf dem Rücken ihrer Pferde und mit Fahrzeugen von ihren deutschen Garnisonen ohne Benützung der Eisenbahn bis an das Schwarze Meer gelangten und in gleicher Weise in die Heimat zurückkehrten. Noch zur Zeit der Kreuzzüge können die Straßen nach dem Orient nicht viel anders ausgesehen haben, als z. Zt. der indogermanischen Wanderungen. Wenn die Kreuzfahrer, die einen sehr umständlichen und schwerfälligen Troß mit sich führten, diesen Weg in wenigen Jahren hin und zurück bewältigen konnten, wenn weiterhin unsere Truppen in knappen vier Jahren, mit Unterbrechungen durch größere Gefechte und Schlachten, bis zum Schwarzen Meer und wieder zurückgelangten, so werden wir vielleicht in der Zukunft auch für die indogermanischen Wanderungen Zeitspannen annehmen können, die sich in sehr natürlichen und engen Grenzen halten, jedenfalls ein Menschenalter nicht zu übersteigen brauchen.

Nun könnte man ja die Frage aufwerfen, warum jene Bauern in Schweden oder in der niederdeutschen Tiefebene, zwischen Elbe und Weichsel, ausgerechnet die Oder und Weichsel hinaufgezogen sein müssen, und warum sie nicht unmittelbar nach Osten oder Westen gewandert sind. Die Antwort darauf ist vielleicht sehr leicht zu erteilen. Ein Bauernvolk, in den Tiefebenen östlich der Elbe, d. h. im Gebiet der Ostsee, welches jahraus, jahrein im Herbst die Zugvögel davonziehen und im Frühjahr wiederkehren sieht, wird sich ganz natürlicherweise ebenfalls in dieselbe Richtung wie die Zugvögel begeben; denn ein solches Volk beobachtet ganz deutlich, wie gut den Zugvögeln der Winter im fernen Süden bekommen

ist; man denke z. B. an die Störche, die ja immer an ihre alte Brutstätte zurückkehren und daher dem Bauer auch immer persönlich bekannt sind.

Damit stehen wir bereits an einem in der Indogermanenforschung bisher wenig beachteten Umstand. Soweit man bisher die Zugstraßen jener Vögel feststellen konnte, die den mitteleuropäischen Winter in Afrika verbringen, werden von ihnen hauptsächlich zwei Wege benutzt. Der eine Weg geht vom nördlichen Mitteleuropa, durch Frankreich über die Pyrenäen, durch Spanien über die Meerenge von Gibraltar, nach Afrika, während der andere durch Osteuropa über den Balkan und Kleinasien, Ägypten erreicht. Sollten diese beiden alten Zugvogelstraßen den nördlichen Völkern nicht vielleicht richtungweisend gewesen sein? Jedenfalls mußten diejenigen Völkerschaften, die den aus der Richtung Kleinasien—Balkan kommenden Vögel im Frühjahr entgegengezogen und dabei die Flüsse Oder und Weichsel hinaufwanderten, aus erdräumlichen Gründen — weil sie ja schließlich nicht fliegen konnten — in die oben beschriebenen Wanderwege der Indogermanen hineingeraten; die andere Zugvogelstraße nach Nordwestafrika wird uns erst weiter unten näher beschäftigen.

Ihering hat bereits die Vermutung ausgesprochen, daß die Auguren der Patrizier nicht aus irgendeiner kindlichen Vorstellung über gottesdienstliche Gebräuche entstanden sein können, sondern ursprünglich eine praktische Bedeutung gehabt haben müssen; Augur, entstanden aus avi-gur, von avis = Vogel und dem kelt. gûr = vir, Mann; Auspex = Vogelschauer, Weissager entstanden aus avi-spex, zusammengezogen aus avis = Vogel und specere, schauen; auspizieren, lat. auspicari = den Vogelflug auslegen, überhaupt wahrsagen. Ihering wollte nun diese Auguren mit der alten arischen Wanderung der Patrizier im Zusammenhang bringen und glaubte, daß die Führer zur Unterrichtung über Wege und ähnliches die Vögel beobachteten. Wenn man nicht an eine Wanderung schlechthin denkt, sondern an die Beobachtung der eben geschilderten Zugvogelstraßen, so könnte der Iheringschen Vermutung eine ganz überraschende Richtigkeit zukommen. Bei einem unstäten Wandervolk ohne festes Wanderziel hat die Beobachtung des Vogelfluges keinen Sinn; höchstens ließe sich an Aberglauben denken. Da aber kriegerische Wandervölker, wie Tataren, Hunnen und Semiten, sehr weite Gebiete durchstreift haben, die über eine ganz unterschiedliche Vogelwelt verfügen, so müßte ein Aberglaube, der auf der Beobachtung der Vögel aufgebaut ist, sehr bald an der Unkenntnis über die neu in den Gesichtskreis der Nomaden eintretenden Vogelarten zusammenbrechen.

Ganz anders liegt jedoch der Fall, wenn man jene römischen Vogelflugdeuter einmal von dem Standpunkt aus untersucht, ob der Vogelflug für ein Bauernvolk in den südschwedischen Niederungen nicht eine besondere Bedeutung gehabt haben könnte. Sofort ergibt sich die Tatsache, daß es für diese Bauern kein besseres Mittel gegeben haben kann, als gerade die Beobachtung und Kenntnis der Vogelwelt, um sowohl die Jahreszeiten wie manche andere Notwendigkeit des ländlichen Lebens genau zu bestimmen. Vielleicht nimmt einmal ein berufener Vogelkundiger zu diesen Fragen Stellung. Aber hier kann doch bereits mit aller Sicherheit gesagt werden, daß in dem Maße, als die Beobachtung des Vogelfluges für den Nomaden keine Bedeutung hat, oder bestenfalls nur den Sinn einer allgemeinen Wildbeobachtung haben kann, der Ackerbau im nördlichen Mitteleuropa weitgehendst davon abhängig ist. Da nun die Mannigfaltigkeit der Vogelarten in Mitteleuropa groß ist und die Kenntnis ihrer Eigenarten immerhin ein ausführlicheres Studium voraussetzt, da weiterhin die Beobachtung der Vögel auch

nicht ganz einfach ist und eine gewisse Beobachtungsgabe verlangt, so ließe es sich vorstellen, daß in früherer Zeit bestimmte Leute mit der Beobachtung der Vogelwelt beauftragt worden sind. Aus Anlage und Schulung heraus mögen dann einzelne, für diese Dinge besonders begabte Familien entstanden sein; ihre geschichtliche Überlieferung ist uns in den Vogelkundigen des alten Roms erhalten geblieben.

An einem Beispiel sei hier gezeigt und angedeutet, welche aufschlußreichen Ergebnisse durch eine gründliche Erforschung dieser Fragen für die Kulturgeschichte und Rassenkunde gewonnen werden können. Ein bezeichnender Zugvogel der schwedischen Niederungen ist die Gans. An der Gans sind nun zwei Eigenarten wesentlich: 1. lebt die Gans streng in Einehe und 2. kann der Landmann aus dem Verhalten der Gänse Rückschlüsse auf das Wetter machen. (Wenn Gänse z. B. schreiend ins Wasser laufen, gibt es Regen usw.) Bei den Patriziern war die Gans der heilige Vogel der Juno; das weist beiden eigentlich ziemlich eindeutig eine schwedische oder niederdeutsche gemeinsame Urheimat zu, wo sie in der Vorstellungswelt eines Volkes zu einem Begriff zusammenwachsen konnten.

Zum Ausklang dieser Betrachtung sei aber auch noch einem anderen Gedanken einmal Spielraum gewährt. Soweit wir uns bereits ein Urteil auf dem Gebiet erlauben können, darf vielleicht gesagt werden, daß die Fälische Rasse kaum oder gar nicht unter den Indogermanen angetroffen wird; jedenfalls hat man bis jetzt noch keine überlieferten Bildwerke der Indogermanen nachzuweisen vermocht, die jene bezeichnenden Gestalten eines Bismarck oder Hindenburg besitzen. Man hat sich bisher die Erklärung dieser Erscheinung etwas einfach gemacht, indem man annahm, daß der bäuerlichen Fälischen Rasse der Zug in die Ferne — wie ihn angeblich nur die Nordische Rasse aufweist — nicht lag, während der bewegliche unbäuerliche nordische Mensch in die Weite zog und fremde Länder eroberte.

Nachdem wir aber den Indogermanen als ganz echten Bauern festgestellt haben, läßt sich leider mit dieser Erklärung nicht mehr viel anfangen. Letzte trug überhaupt einen Widerspruch in sich. Für bäuerliche Völker ist der Bevölkerungsüberschuß und die Auswanderung immer das natürliche Problem ihres Daseins; eine unterbliebene Auswanderung läßt nur die Wahl zwischen gewollter Unfruchtbarkeit oder fortschreitender Verchinesierung übrig. Nur Nomaden kennen nicht die Frage der Übervölkerung oder Auswanderung, weil der Überschuß entweder aus Not einfach untergeht oder aber sich als Tochterstamm vom Hauptstamm absplittert und allein weiterzieht.

Besprechungen.

Das Werk „Rassenkunde" von Professor Dr. G. Kraitschek ist aus dem Burg-Verlag, Wien, in den Verlag des Eichendorff-Hauses, Wien I, Stadiongasse 9, übergegangen. Das Werk kostet Mk. 2.70 und nicht Mk. 2.—, wie irrtümlich in der Besprechung in Heft 1/1928 auf Seite 60 angegeben.

Badische Fundberichte, Nachrichtenblatt für die vor- u. frühgeschichtl. Forschungen. Herausgeber Prof. E. Wahle, Heidelberg.

Angesichts des unerträglichen Übelstandes, daß der in den Museen lagernde Fundstoff mit jedem Jahre größer und größer wird, die Veröffentlichung und Nutzbarmachung aber in unseren von materieller Not bedrängten Tagen noch viel langsamer voranschreitet als ehedem, bedeutet die Gründung

einer Zeitschrift wie der vorliegenden eine mutige Tat, die für Baden um so höher zu bewerten ist, da das Land noch nie eine die Vorgeschichte des ganzen Landes ins Auge fassende Zeitschrift gesehen hat, wie sie die Nachbarländer haben oder doch besaßen. Das Hauptziel ist die eingehende Darstellung der tatsächlichen Funde, als dem Material, von dem die vorgeschichtliche Wissenschaft lebt; daneben sollen für die Kreise, die der eigentlichen vorgeschichtlichen Fachforschung ferner stehen, zusammenfassende Darstellung, literarische Übersichten und Hinweise gegeben werden. Wenn ein Gelehrter wie Ernst Wahle, den die vorgeschichtliche Forschung zu ihren fähigsten Köpfen zählt, diese Aufgabe für sein Arbeitsgebiet anfaßt, so wissen wir, daß sie bei ihm in den allerbesten Händen ruht. Gleich dieses erste Heft bekundet in der Behandlung der z. T. außerordentlich interessanten Funde, wie des frühkeltischen Grabes von Oberwittighausen mit seinen prachtvollen kunstgewerblichen Arbeiten und zweier frühgermanischer Grabfunde auf dem rechten Rheinufer, die Meisterschaft Wahles in der Beschreibung und Zusammenfassung. Erwähnt sei ferner ein Aufsatz über Juppiter-Giganten aus der Gegend von Pforzheim von W. Fischer und über eine Gigantengruppe von Lichtenau vom Herausgeber. Das von Wahle mit viel Mut und idealem Streben begonnene Werk erfordert die Unterstützung eines großen Leserkreises; zunächst wird die Zeitschrift von ihrem Begründer privat herausgegeben, was in unseren Tagen ja ein recht beträchtliches Wagnis bedeutet.

Schwantes-Hamburg.

J. G. Frazer: Der goldene Zweig (The Golden Bough). Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker. Abgekürzte Ausgabe. C. L. Hirschfeld (Verlag), Leipzig 1928. Geb. M. 24.—.

Zum ersten Male liegt in deutscher Sprache eine Übersetzung des Frazerschen Monumentalwerkes vor, die sich an eine im Jahre 1923 von Frazer herausgegebene, verkürzte Ausgabe des Golden Bough anlehnt. (Frazer, J. G.: The Golden Bough. A study in magic and religion. Abriged edition. London 1923.)

Die Absicht Frazers war bei der ersten zweibändigen Auflage des Golden Bough's von 1890 zunächst darauf gerichtet, die merkwürdigen Sitten, die bei der Nachfolge in der Priesterschaft der Diana beobachtet wurden, insbesondere den „Zwangstod" der Dianapriester usw. mit Hilfe eines gewaltigen Materials aus dem Altertum, der Völkerkunde und der europäischen Volkskunde auf breitester Basis zu erklären. Neue Probleme traten hinzu, und so war das Werk im Laufe der Zeit auf 12 Bände angewachsen! (3. Aufl. 1911—1923). Um sein Buch auch weiteren Kreisen von Laien zugänglich zu machen, veranlaßte Frazer 1923 die oben erwähnte verkürzte Ausgabe in einem Bande.

Manche Teile des Frazerschen Werkes dürften gegenwärtig methodisch und in bezug auf ihre theoretischen Konstruktionen bereits veraltet sein. Frazer selbst hat ahnungsvoll den Hauptwert seiner Arbeit auch keineswegs in seinen theoretischen Gedankengängen, sondern in der Einzigartigkeit der Materialzusammenstellung gesucht, wie aus dem Vorwort zur 2. Auflage von 1900 klar hervorgeht (S. XIX). So hat dem Wissenschaftler die der Quellennachweise entbehrende, der deutschen Übersetzung zugrunde liegende gekürzte Ausgabe nicht viel zu sagen; er wird immer zu dem ungekürzten englischen Original greifen müssen.

Im übrigen wird das in ausgezeichnetes Deutsch übertragene Frazersche Werk für einen weiteren Kreis von soziologisch, religionsgeschichtlich oder völkerkundlich interessierten Laien eine sicher schon lange schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen.

G. Spannaus.

J. W. Hauer: Der Vrātya. Untersuchungen über die nichtbrahmanische Religion Altindiens. 1. Bd.: Die Vrātya als nichtbrahmanische Kultgenossenschaften arischer Herkunft. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1927. 356 S. Preis Mk. 15.—.

Im vorliegenden Buche behandelt J. W. Hauer eingehend das vielbesprochene Problem der Vrātyas und sucht auf Grund einer umfassenden Durcharbeitung der Quellen eine neue Deutung zu geben. Die Vrātyas der vedischen Zeit sind uns vor allem durch die Beschreibungen des Vrātyastomas bekannt, jener Zeremonie, durch welche sie in die orthodox-brahmanische Kultgemeinschaft aufgenommen wurden. Hier erscheinen sie als Genossenschaften, welche in sonderbarer Ausrüstung und Tracht umherziehen und eigenartige Bräuche üben. Wir hören auch von ihrer Gliederung in Klassen und wie sie z. B. auch von brahmanischen Kreisen gerufen werden, um den Verwünschungszauber Schyena vorzunehmen.

Die Deutung nun, die Hauer für die Vrātyas gibt (als nichtbrahmanische Kultgenossenschaften arischer Herkunft) ist wohl die wahrscheinlichste unter allen, die bisher gegeben wurden. Von ihr aus wird das Verhalten der orthodox-brahmanischen Kreise den Vrātyas gegenüber erst recht verständlich. Auch gelingt es Hauer die späteren Zeugnisse, welche zunächst zu widersprechen schei-

nen, damit in Einklang zu bringen, teilweise indem der Vrātyaname auch auf Stammesgemeinschaften übertragen wurde, welche der brahmanischen Orthodoxie fernstanden, teilweise durch Entartung der Vrātyas, indem aus den umherziehenden Zauberpriestern umherziehende Gauklerbanden wurden. Anschließend an Charpentier bringt Hauer die Vrātyas auch mit schivaitischen orgiastischen Kulten in Verbindung und bringt dafür wichtiges Material bei. Am interessantesten ist darunter wohl der Abschnitt aus dem VIII. Buch des Mahābhārata, in welchem eigenartige Kultbräuche bei den Stämmen der Madra und Vāhika geschildert werden.

Besonders wertvoll ist Hauers Nachweis, daß der Māgadha und die Pumschcalū, welche im Gefolge der Vrātya auftreten, beim Mahāvrata-Opfer eine wichtige Rolle spielen, indem sie den Fruchtbarkeitszauber vornehmen. Dadurch werden die Vrātya mit diesem wichtigen Opfer in Verbindung gebracht, dessen Eigentümlichkeiten Hauer eben daraus zu erklären sucht, daß es sich hier um eine alte Vrātya-Feier handelt, welche von der brahmanischen Orthodoxie übernommen und ihren Forderungen angepaßt wurde, ohne daß die alten Züge völlig verwischt worden wären. Ja er sieht darin das zentrale Opfer der Vrātya und verlegt es weit zurück bis in die vorarische Epoche. Damit kommen wir allerdings bereits in ein Gebiet, wo die Aufstellungen unsicher werden, und man mag in verschiedenen Punkten anderer Ansicht sein.

Im ganzen gewährt Hauers Buch jedenfalls einen wertvollen Einblick in eine interessante Periode der indischen Religionsgeschichte, als die brahmanische Orthodoxie noch nicht ihre spätere Bedeutung erlangt hatte und sich gegen rivalisierende Richtungen durchsetzen mußte. Für den Spezialforscher auf diesem Gebiet wird es unentbehrlich sein wegen der reichen Quellensammlung und der eingehenden Interpretation dieser Quellen, in der Hauer viel Neues bringt und zahlreiche Irrtümer berichtigt.

E. Frauwallner.

K. H. Jacob-Friesen: Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit. 238 S., Quart. Hellwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1928. Geh. 20.50 M., geb. 23.50 M.

Das Buch ist zum größten Teil der Darlegung der Ziele und Methoden der Urgeschichtsforschung gewidmet und hat den Vorzug, diese zum ersten Male in systematischer, umfassender Weise zu behandeln. Die Gliederung wäre noch verständlicher, wenn der Verfasser nicht zum Teil Abschnittsbezeichnungen gewählt hätte, die auf den ersten Blick dunkel erscheinen; daß unter der Überschrift: „Fundgeographie auf metabasischer Grundlage" die Fragen der Materialausbreitung, der Ideenausbreitung und der Völkerausbreitung behandelt werden, ist nicht gerade selbstverständlich. Sehr lesenswert sind die Ausführungen des Verfassers über die Versuche, vorgeschichtliche Kulturen mit bestimmten Völkern gleichzusetzen; hier, wie überall, berichtet er eingehend unter Verwendung längerer Quellenauszüge über den Entwicklungsgang der Forschung, die zum Beispiel auf slawischer Seite zeitweise in argen, politisch begründeten Mißdeutungen befangen war. Auch die Versuche von Kossinna, bestimmten Völkern vorgeschichtliche Kulturen zuzuweisen, lehnt der Verfasser im ganzen ab, wie es bei seiner äußerst vorsichtigen und zurückhaltenden Art der Beurteilung nicht anders zu erwarten ist. Wohl hauptsächlich zu dem Zweck, solchen oft verfrühten und deshalb der Forschung nicht nützenden Aufstellungen entgegenzutreten, hat er einen Überblick über anthropologische und philologische Forschungen beigegeben, der sich auf die Berichterstattung über die vom Standpunkt der Urgeschichtsforschung wichtigsten Ergebnisse und Entwicklungsstufen dieser Wissenschaften beschränkt und zu dem Urteil kommt, daß die Urgeschichtsforschung heute aus ihnen noch keine sichere Rassen- und Völkergliederung für ihre Zwecke entnehmen kann. Der Verfasser will hier, wo er anscheinend nicht immer über die neueste Literatur verfügte, keine Gesamtdarstellung oder Kritik geben.

Der Versuch, das Wort Vorgeschichte durch Urgeschichte zu ersetzen, wird wohl scheitern; ein Ausdruck, der wenig sinnvoll ist, erlangt öfters im Laufe der sprachlichen Entwicklung trotzdem Geltung. Aber wenn das Buch sich hierin nicht durchsetzt, so bleibt davon sein Verdienst unberührt, die Klärung wichtiger Fragen der Forschung in Angriff genommen zu haben. Es ist unentbehrlich für jeden, der sich eingehender mit der Vorgeschichte zu befassen hat. H. Zeiß.

Kolomann Juhász, Die Stifte der Tschanader Diözese im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frühgeschichte und Kulturgeschichte des Banats. 333 S. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen, 1927. Preis geh. Mk. 7.50.

Die als Heft 8/9 der Schriftenreihe „Deutschtum und Ausland" (Herausgeber: G. Schreiber) erschienene Arbeit liefert wichtige Grundlagen für die ältere Geschichte

eines Gebietes, das als der heutige Wohnsitz einer starken deutschen Bevölkerung unsere besondere Beachtung verdient. Den größeren Teil des Buches nimmt die in regestenartiger Knappheit dargestellte Geschichte der einzelnen Stifte ein, welche je nach dem Stand der oft leider infolge Türkennot und anderem Unheil nur bruchstückweise erhaltenen Überlieferung besser oder schlechter aufgehellt werden konnte. 62 noch unveröffentlichte Urkunden von 1239—1552 werden im Anhang erstmals veröffentlicht, welche etwa ein Drittel des Buches einnehmen und seinen Quellenwert ganz wesentlich erhöhen. Die beigegebenen 28 Abbildungen bringen in der Hauptsache bauliche Überreste der mittelalterlichen Stifte, von denen freilich so manche völlig vom Erdboden verschwunden sind; hat doch selbst die Bischofsstadt Tschanad dieses Schicksal betroffen. (Heute ist Temeschvar Bischofssitz.) Die mittelalterliche Geschichte des Banats (und kleinerer Nachbargebiete), welche auch für eine Geschichte der deutschen Siedlung im Banat wichtige Unterlagen bietet, ist durch das Buch von Juhász, dessen Beherrschung der deutschen Sprache besonders hervorgehoben sei, ganz bedeutend gefördert worden. H. Zeiß.

Dr. phil. Bernhard Kummer, Midgards Untergang, Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Veröffentlichungen des Forschungsinstitutes für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig, herausgegeben v. Prof. Dr. Hans Haas. 2. Reihe, Heft 7. Verlag Eduard Pfeiffer, Leipzig 1927. 270 Seiten. Geh. Mk. 10.—.

Gestützt auf die alt-isländischen Familiengeschichten, die Sagas, unterzieht Kummer die Nachrichten über religiöse Anschauung und Leben der Nordgermanen einer anregenden Untersuchung. Dabei trachtet er sich von den Edda-Liedern und christlich-tendenziös gefärbten Berichten über die Religion der „Heiden" los zu machen und entwickelt, gestützt auf die Arbeiten von Grönbech, Neckel, Heusler u. a., ein neues, farbenreiches Bild von der Religion des nordischen Altertumes. Die eddische Einteilung des Weltganzen in Midgard, der Innenwelt, in der die Menschen wohnen, und Utgard, der Außenwelt, dem Gebiete der Ungeheuer, dient ihm zur symbolischen Bezeichnung zweier religiöser Zustände. Midgard bedeutet den des gesunden alten Heidentumes, das uns seine Vertreter in den Sagas wiederholt vorstellt. Das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen ist da das zweier Freunde, die aufeinander vertrauen. Die ernste Frömmigkeit und Tiefe der Weltanschauung ist ergreifend. Die Sippe ist zur Zeit, da dieser Zustand herrscht, die allein maßgebende Einheit, und die Verbundenheit des Einzelnen mit seiner Sippe betrifft nicht allein die lebenden, sondern auch die toten Vertreter derselben. Utgard ist dagegen das Gegenteil der Weltanschauung Midgards. Verbannte und tollkühne Wikinger haben sich teils gezwungen, teils freiwillig ihm ergeben. In Utgard ist der allumfassende Sippenfrieden, die fromme Gottesfreundschaft dahin, Zweifel, Zauberglaube und Atheismus gewinnen Boden und endlich wird die Verbundenheit mit der Sippe durch den Übertritt zum neuen Glauben, dem Christentume, vollkommen gelöst. Die Annahme des neuen Glaubens durch den Zwang der Bekehrer, die selbst mehr oder weniger Vertreter Utgards sind, ist für den Nordländer nicht die Gewinnung einer höheren Religion, sondern der vollkommene Sieg Utgards. Das kurze Übergehen der eddischen Quellen, die religionsgeschichtlich gewiß nur bedingt zu werten sind, so wie der Mangel der Berücksichtigung des Zusammenhanges zwischen Mythos und Religion und des dadurch bedingten Bedeutungswandels ethischer Werte tun dem Buche in gewisser Hinsicht einen Abbruch, wie auch eine eingehendere Kenntnis von den Religionen des Orients, vor allem des Mazdaismus, die letzten Endes für unseren Begriff „Religion" auf dem Wege über das Christentum maßgebend geworden sind, wünschenswert erscheint. B. K. Schultz.

Johannes Leipoldt: Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland auf Grundlage der Siedlungsformenforschung. 220 S. (Mitteilungen d. Ver. f. vogtländische Geschichts- u. Altertumskunde zu Plauen, 1927/28.) F. d. Buchhandel: Hofmannsche Buchhandlung, Plauen 1928.

Die Arbeit bringt nach einer Darstellung der Bodengestaltung, der Bodenbeschaffenheit, des Klimas und der Verkehrslage des Vogtlandes eine methodisch lehrreiche Einleitung zur Behandlung der Siedlungsformen, welche die Bedeutung der Sonder- und Übergangsformen hervorhebt und als wichtigeres Einteilungsmerkmal die (in der Entwicklung beständigere) Fluraufteilung gegenüber dem Ortsgrundriß in den Vordergrund stellt. Nicht weniger als 18 Unterformen lassen im Untersuchungsgebiet sich unterscheiden; von den Hauptformen sei besonders der Blocktypus hervorgehoben, der durch Teilung der Flur in unregelmäßige Blöcke gekennzeichnet ist, da er vom Ver-

fasser in überzeugender Weise der slawischen Besiedlung zugewiesen wird; sehr hübsch stimmt auf den beigegebenen, vorzüglichen Übersichtskarten das Gebiet dieses Flurtypus mit dem der slawischen Ortsnamen und dem des ältesten (waldfreien) Siedlungslandes überein. Die Arbeit geht sodann auf die spätere territoriale und kirchliche Entwicklung ausführlich ein und liefert auch hier ein wohlgelungenes Bild des geschichtlichen Verlaufes. Sie verdient als Vorbild für ähnliche landschaftliche Untersuchungen gerühmt zu werden.

Einige kleine Ausstellungen können ihren Wert nicht beeinträchtigen. Wir vermissen, gerade nachdem die Arbeiten von Gradmann benützt sind, eine Mitteilung, ob die alten Siedlungsböden pflanzengeographische Besonderheiten zeigen. Das Nachlassen der Bodenfunde seit der Hallstattzeit sollte nicht ohne Hinweis auf das Ende der nacheiszeitlichen Wärmeperiode erwähnt werden; die Klimaverschlechterung läßt uns den Rückgang der Besiedlung in Gebieten verstehen, die dem Berichterstatter besser als das Vogtland bekannt sind*). Verständlich ist, daß der Verfasser nicht über die teilweise einbezogenen Nachbargebiete in gleicher Weise unterrichten konnte; so sind für Oberfranken die 1925 erschienene Arbeit von M. Bachmann über die Slawen in Nordbayern und nunmehr die ausführliche Darstellung der territorialen Entwicklung von Freiherr von Guttenberg heranzuziehen.

Für die deutsche Stammesgeschichte ergibt sich, daß im Vogtland hauptsächlich Franken eingewandert sind; Thüringer haben größeren, Bayern geringeren Anteil an der Besiedlung, als bisher angenommen wurde. Diese Feststellung des Verfassers sei hier besonders hervorgehoben. H. Jeiß.

Müller, Karl Valentin: Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage. Karl Zwing, Jena 1927. Preis geb. Mk. 5.50, geh. Mk. 4.50.

Daß rassenhygienische Ideen ständig weitere Kreise in ihren Bann ziehen, läßt sich durch die Veröffentlichungen der letzten Jahre klar nachweisen und daß dabei auch von sozialistischer Seite Vorstöße in dieses lange Zeit verpönte Gebiet gemacht werden, beweisen Bücher von dem Berliner Sozialhygieniker Grotjahn und die Aufsätze des Verfassers. K. V. Müller bringt den Mut auf, in dem vorliegenden Werke seinen sozialistischen Freunden neben der quantitativen auch die wichtigere qualitative Seite der Bevölkerungsfrage vor Augen zu führen und die daraus sich für die Gewerkschaften ergebenden praktischen Forderungen mit aller Deutlichkeit aufzustellen. Für die Unvoreingenommenheit des Verfassers sprechen z. B. seine Ablehnung der Vererbung erworbener Eigenschaften und sein Entgegentreten der bisher im sozialistischen Lager ausschließlichen Betonung der Allmacht des Milieus, ferner sein Anerkennen auch erblicher geistiger Veranlagungen. „Es steht nunmehr z. B. ganz einwandfrei die niedrige Intelligenzstufe des Negers fest." Die nordische Rasse wird sehr günstig beurteilt. Müller weist ferner darauf hin, daß heute die begabten Arbeiterschichten nur noch wenige Nachkommen haben, während die Kindererzeugung vorwiegend minder begabten Familien vorbehalten ist. Den Weg zur Abhilfe sieht er in ähnlichen Maßnahmen wie die nichtsozialistischen Rassenhygieniker.

Das Buch ist sehr zu begrüßen, über Einzelheiten ließe sich streiten. Hauptsache ist jedoch, daß die deutsche Arbeiterschaft für rassenhygienische Ideen gewonnen wird.

W. Gieseler, München.

Niederdeutsche Dichter und Denker. Eine Sammlung aus hochdeutschen Schriften niederdeutscher Schriftsteller 1700—1850. Herausgegeben von der Fehrs-Gilde, mit drei Bildnissen. Verl. G. Westermann, Braunschweig-Hamburg, 1925. Preis Leinen geb. Mk. 6.60.

Eine erfreuliche Gabe der Fehrsgilde, die zum ersten Male die wichtigsten niederdeutschen Schriftsteller zusammenstellt, die nicht „plattdeutsch" geschrieben haben. Durchaus treffend gibt die Einleitung als Zweck des Buches an, die Augen des Lesers zu öffnen für das Eigentümlich-Niederdeutsche in unserm Schrifttum. Der Zeitabschnitt zwischen 1700 und 1850 und die vertretenen 37 Schriftsteller sind gewählt, weil sich bei ihnen das Niederdeutsche ihres Wesens noch unbewußt kundgibt. Die heutigen plattdeutschen Schriftsteller sind sich ihrer Eigenart schon mehr oder weniger bewußt, ja betonen sie nicht selten, seitdem das niederdeutsche Bewußtsein erstarkt ist. (In einem zweiten Bande sollen auch sie zu Worte kommen. Vorläufig kann man also „im Hochdeutsch des reizvollen Buches das Niederdeutsche finden", das naturgemäß nicht so sehr im Gegenstand wie in der Auffassung zu finden sein wird. Es gibt ein niederdeutsches Stammestum, das sich in allen Lebensäußerungen des niederdeutschen Menschen widerspiegelt, das sich an Stoffen aus aller Welt, selbst an ausländischen.

*) Die Frage, wieweit vor den Slawen schon Germanen im Lande saßen, ließe sich vielleicht unter Berücksichtigung der Funde der Nachbargegenden klären.

bewähren muß und ganz besonders gefühlsmäßig erfaßbar ist. In dem Buche sind also auch z. T. ganz neue Gesichtspunkte eingenommen, die sich aus Ergebnissen der Sprach- und Schrifttumskunde, vor allem daher auch der neueren Rassen-, Seelen- und Menschenforschung überhaupt ergeben. Gerade dies letzte macht das Werkchen für uns besonders wertvoll, steht es doch in engstem Zusammenhang mit unsern Bestrebungen. O. Bhi.

C. Rademacher, Die Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz (Wahner Heide). 127 S., 62 Abb., 2 Karten. gr. 8°. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, 1927. Preis Mk. 7.—, geb. Mk. 9.50.

Das von der Kölner Anthropologischen Gesellschaft als Festgabe zur letzten Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft herausgegebene Werk enthält Beiträge verschiedener Mitarbeiter, welche die geologischen Verhältnisse, die Vogel- und Pflanzenwelt, die Vor- und Frühgeschichte, die Bewohner und die Volkslieder des nordöstlich von Siegburg gelegenen Heidebezirkes behandeln; auch eine Geschichte des weitbekannten Schießplatzes auf der Wahner Heide und ein kleines Bild aus dem Volksleben sind beigegeben. Für die Bevölkerungsverhältnisse sind am wichtigsten der reich bebilderte Aufsatz des durch seine Forschungen in diesem Gebiete (vgl. Mannusbibliothek Nr. 20) bekannten Herausgebers über die vor- und frühgeschichtliche Zeit, sowie der mit einer Anzahl von vorwiegend nordischen Bildern eingesessener Bewohner ausgestaltete Beitrag von Prof. Zilkens. Freilich gestatten Bilder von etwa einem Dutzend Personen noch keine rassenkundliche Beurteilung des Gebietes, dessen planmäßige Aufnahme bei seiner (nun allerdings rasch schwindenden) verhältnismäßigen Abgeschlossenheit gewiß eine dankbare Aufgabe wäre. Das Buch ist eine erfreuliche Vermehrung der allmählich zunehmenden heimatkundlichen Schriften, die durch umfassende Heranziehung der verschiedensten Forschungszweige ein tieferes Verständnis des behandelten Heimatgebietes anstreben; im vorliegenden Fall sind gewisse wünschenswerte geschichtliche und statistische Ergänzungen wohl bereits an anderer Stelle gegeben. Die Anregung des Herausgebers, daß das ehemalige, verhältnismäßig unberührte Schießplatzgebiet mit seinen seltenen Pflanzen als Naturschutzpark erhalten werden solle, verdient Beachtung und Förderung von Seiten der zuständigen Stellen. H. Zeiß.

Otto Stolz: Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. Herausgegeben von dem Institut für Sozialforschung in den Alpenländern a. d. Universität Innsbruck u. d. Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig. 1. Bd. XIX und 243 S., 1 Karte. München und Berlin 1927, R. Oldenbourg. Brosch. Mk. 10.50.

Der Verfasser, der als ausgezeichneter Kenner der Tiroler Landesgeschichte längst bekannt ist, gibt im 1. Band des umfassend angelegten Werkes außer der Einleitung die Geschichte der deutsch-italienischen Sprachen-, Völker- und Staatenscheide im Etschtale; der 2. Band soll die Festsetzung des Deutschtums in dem heute besonders gefährdeten Abschnitt Bozen-Salurn verfolgen, der 3. Band die übrigen Gebiete von Deutsch-Tirol behandeln. In mühsamer Kleinarbeit hat der verdiente Forscher die Bausteine für sein Werk zusammengetragen und unter sorgfältiger Heranziehung und Würdigung der verschiedenen in Frage kommenden Quellen (der Personen- und Ortsnamen, der Urkundensprache, der Landesbeschreibungen usw.), den Entwicklungsgang der Ausbreitung des Deutschtums in abschließender Weise klargelegt. Er hat dabei die historischen Verhältnisse einer so unparteiischen, nur der reinen Wahrheit dienenden Prüfung unterworfen, daß er z. B. wiederholt Aufstellungen der älteren deutschen Forschung ablehnt, die auf ungenügende Beweisgründe gestützt waren. Wer in so unvoreingenommener Weise an den eigenen Landsleuten Kritik übt, darf desto größeren Anspruch darauf erheben, für seine eigenen wohlgeprüften Darlegungen auch die Anerkennung des unparteiischen Auslands zu finden.

Aus dem reichen Inhalt des 1. Bandes seien hervorgehoben die Abschnitte über die Ladinerfrage, über die Rechtsbekenntnisse des Gebietes Trient—Bozen und ihre Beziehung zur Nationalität im 12. und 13. Jahrhundert, über die Geschichte der deutschen Sprachinseln in Welschtirol, über die sogenannte „natürliche" Brennergrenze. Den Kapiteln über die Ausbreitung des Deutschtums in den einzelnen Bezirken sind jeweils zahlreiche Auszüge aus Urkunden und Urbaren beigegeben, wie überhaupt der größte Wert auf sorgfältigen quellenmäßigen Unterbau der Beweisführung gelegt ist. Es ist sicherer Grund, auf den der Leser hier geführt wird, und gerade dies macht das Werk zu einer schätzenswerten Waffe in dem Kampf, der heute um Deutsch-Südtirol entbrannt ist — ein Kampf, dessen Wichtigkeit leider im Reiche nicht überall genügend erkannt wird. Hoffentlich ist es dem Verfasser bald möglich, auch die übrigen Teile seiner Forschungen im Druck vorlegen zu können, die in ihrer Gesamtheit als histo-

rische Rechtfertigung des deutschen Anspruchs auf (Deutsch-)Südtirol die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit wie der auch außerhalb Deutschlands vorhandenen Freunde des so hart bedrückten deutschen Südtirol verdienen. H. Zeiß.

Karl Theodor Strasser: Wikinger und Normannen. 218 S. (Groß-Quart), 27 Bildtafeln. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1928. In Ganzleinen 12.50 M.

Es ist sehr erfreulich, daß wir Deutsche nunmehr eine so sachkundige und so vorzüglich geschriebene Darstellung jener Zeit starker Kräfteentfaltung des Nordgermanentums besitzen, die zu leicht als eine regellose Reihe wilder Einbrüche in die Kulturen des Südens verkannt wird. Sowohl die äußere Geschichte der Wikinger, deren Bühne Europa von den Pyrenäen bis zum Kaukasus und die weite See bis hinüber nach Grönland und „Weinland" gebildet hat, wie die nordgermanischen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und der Dichtung werden lebendig geschildert; das Buch erweckt die Hoffnung, daß es in der Tat vielen Lesern diese Dinge innerlich näher zu bringen vermag, und es kann seine Verbreitung warm empfohlen werden. Die ausführliche Liste der „Germanischen Altertumsmuseen" Europas im Anhang wird man vielleicht nicht an dieser Stelle suchen, so daß ein Hinweis zweckmäßig erscheint. Neben der bedeutenden Leistung der Stoffbezwingung fällt es wenig ins Gewicht, wenn da und dort ein kleiner Schönheitsfehler sich findet; man sollte heute nicht mehr die Steinzeitmenschen schlechthin als Höhlenbewohner bezeichnen (S. 178), und mit der astronomischen Deutung der Externsteine scheint es nach allem doch nichts zu sein. Auch würde es sich empfehlen, das höhere Alter des Travemünder Schatzfundes ausdrücklich zu kennzeichnen, da die übrigen Abbildungen — die übrigens ganz vorzüglich ausgeführt und sorgfältig gewählt sind — wesentlich jüngere Funde und Beuten bringen. Aber das sind Kleinigkeiten, die nicht ins Gewicht fallen und bei einer Neuauflage, die dem Buch warm zu wünschen ist, leicht beseitigt werden können. H. Zeiß.

Josef Strzygowski: Die Holzkirchen in der Umgebung von Bialitz-Biala. (Unter Mitarbeit von A. Karasek und W. Kuhn). 47 S., 37 Abb., 2 Karten. Verlag der Histor. Gesellschaft für Posen, 1927. Preis Mk. 2.—.

Strzygowski hat in den Aufsätzen „Der vorromanische Kirchenbau der Westslaven" Slavia 3 (1924/5) 392—446, und „Die europäische Kunst", Belvedere 6 (1924) 37 bis 55, die vielfach mißachteten und deshalb gar häufig schon zerstörten Holzkirchen als wichtige Denkmäler der bodenständigen Baugesinnung des Nordens, in diesem Falle der Westslawen und vielleicht der Ostgermanen, gewürdigt. Seine neue Schrift bringt eine genauere Schilderung der einschlägigen Bauten seiner Heimat an der ehemaligen Grenze Österr.-Schlesiens und Galiziens, für die ihm die beiden Mitarbeiter in selbstloser Weise die Unterlagen zur Verfügung stellten. Der verdiente Forscher zeigt hier an einem kleinen Gebiet in trefflicher Weise, daß solche Untersuchungen wichtige Erkenntnisse für die alte, von kirchlichen und humanistischen Einflüssen aus dem Süden noch unberührte Kultur des Nordens gewinnen lassen. So kommt diesem mit schmucken Bildern und Plänen ausgestatteten Büchlein eine weit über die Grenzen des behandelten Gebietes hinausgehende Bedeutung zu. H. Zeiß.

Franz Weiß: Das Braunauer Blutbuch. 135 S. Sonderabdr. a. d. Jahrb. d. Deutschen Riesengebirgsvereins, Hohenelbe, 1927. Preis Mk. 3.—.

Der Herausgeber veröffentlicht hier ein „Register über die peinlichen Fragen" (so nennt sich die Handschrift selbst), welches 66 Verhöre aus der Zeit von 1570 bis 1631 und ein Urteil von 1680 gegen aufrührerische Bauern enthält. In dem kleinen Gerichtsbezirk wurden nach dem Blutbuch während jener 61 Jahre 61 Hinrichtungen vollstreckt, wozu noch 2 an den Folgen der Folter Verstorbene kommen. Dabei sind nicht einmal alle nachweisbaren Hinrichtungen zu Braunau in dem Register erwähnt; die Gesamtziffer müßte also in noch schärferem Gegensatz zu den für das 19. und 20. Jahrhundert zu errechnenden Zahlen stehen. Sprach- und kulturgeschichtlich ist das Register eine sehr wertvolle Quelle. Unter den Verhören, die eine Summe von Verbrechen und Elend aufzählen, fällt eines gegen eine angebliche Hexe auf, das die willkürliche Steigerung der unsinnigen Geständnisse durch den vorher in der Tortur erlittenen Schrecken nur zu klar erkennen läßt (Nr. 55). Die Einleitung bietet eine knappe, übersichtliche Schilderung der Gerichtspraxis, eine Beschreibung der Handschrift und einen Überblick über die Entwicklung der Strafgerichtsbarkeit in Braunau, in der jener zu Anfang des 30jährigen Krieges grell aufleuchtende Gegensatz zwischen Kloster und Stadt eine große Rolle spielt. Auch Erläuterungen sind dem Abdruck beigegeben, der das Verdienst hat, ein für die deutsche und insbesondere die deutschböhmische Kulturgeschichte belangreiches Denkmal bequem zugänglich zu machen. H. Zeiß.